<36601528090019

<36601528090019

Bayer. Staatsbibliothek

Die

Reise im Finstern.

Eine Erzählung

vom

Capitain Mayne Reid,

Verfasser von:
„Die Skalpjäger", „Die Freischaar", „Die Heimath in der Wüste", „Die Buschknaben", „Die Kriegsfährte", „Der Jägerschmaus", „Oceola".

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

Erster Band.

Wurzen,

Verlags-Comptoir.

1860.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die Reiſe im Finſtern.

Erſter Band.

12 G

Bayerische Staatsbibliothek München

Erstes Kapitel.

Meine kleinen Zuhörer.

Mein Name ist Philipp Forster und ich bin jetzt ein alter Mann.

Ich wohne in einem ruhigen kleinen Dorfe, das am Meeresstrande liegt, im Hintergrunde einer sehr großen Bucht — einer der größten auf unserer Insel.

Ich habe das Dorf ein ruhiges genannt, und ein solches ist es auch wirklich, obschon es sich rühmt, ein Seehafen zu sein. Es ist ein kleiner Hafendamm von gemeißeltem Granit vorhanden, neben welchem man gewöhnlich ein paar Schaluppen, ungefähr dieselbe Anzahl Schooner und dann und wann eine Brigg liegen sieht.

Große Schiffe können nicht so weit hereinkommen.

Wohl aber kann man stets eine bedeutende Anzahl Boote sehen, die entweder auf dem Trocknen liegen, oder in der Nähe der Bucht herumrudern, und daraus kann man schließen, daß das Dorf seinen Unterhalt mehr durch den Fischfang als durch den Handel erwirbt.

Dies ist auch in der That der Fall.

Es ist mein Heimathsdorf — der Ort, an welchem ich geboren ward und wo ich auch zu sterben gedenke.

Trotzdem aber wissen die übrigen Dorfbewohner sehr wenig von mir. Sie kennen mich blos als „Capitain Forster“ und noch specifischer als den „Capitain“, weil dieses Prädicat das ist, auf welches außer mir im Dorfe Niemand ein Recht hat.

Streng genommen, habe auch ich kein Recht darauf. Ich bin niemals ein militairischer Capitain gewesen, auch habe ich nicht diesen Rang in der Flotte bekleidet. Ich bin blos Master eines Kauffahrteischiffes, oder, mit andern Worten, ein Schiffer gewesen.

Die Dorfbewohner sind aber freundliche, höfliche Leute und nennen mich deßhalb Capitain. Sie wissen, daß ich in einem hübschen Häuschen, unge-

fähr eine Viertelstunde Weges vom Dorfe strandaufwärts, wohne. Sie wissen, daß ich allein lebe, denn meine alte Haushälterin kann kaum als eine Gesellschaft betrachtet werden. Sie sehen mich jeden Tag mit meinem Fernrohre unter dem Arme durch das Dorf gehen; sie bemerken, daß ich auf den Hafendamm hinausgehe und meinen Blick durch das Rohr über das offene Meer hinausschweifen lasse, und daß ich dann vielleicht wieder nach Hause zurückkehre oder ein paar Stunden lang am Strande auf und ab wandele.

Außer diesen Thatsachen aber wissen die Dorfbewohner von mir, meinen Gewohnheiten oder meiner Geschichte sehr wenig. Sie glauben unter einander, ich sei ein weitgereis'ter Mann. Sie wissen, daß ich viele Bücher habe und daß ich viel lese, und deßhalb haben sie sich in den Kopf gesetzt, daß ich wunderbar gelehrt sein müsse.

Ich bin auch wirklich ein weitgereis'ter Mann und lese auch wirklich viel, in Bezug auf meine Gelehrsamkeit aber irren sie sich. In meiner Jugend waren mir die Vortheile einer guten Schulerziehung versagt, und die wenigen literarischen Kenntnisse, die ich besitze, habe ich mir durch hastigen und oft unterbrochenen Selbstunterricht während der kurzen Zwischenzeiten eines thätigen Lebens erworben.

Ich habe geſagt, daß die Dorfbewohner ſehr wenig von mir wiſſen, und der Leſer wird ſich ohne Zweifel darüber wundern, da ich doch an dieſem Orte mein Leben begann und, wie ich ſchon vorhin erklärte, hier auch zu ſterben gedenke.

Dieſe Unbekanntſchaft mit mir läßt ſich jedoch leicht erklären.

Ich war erſt zwölf Jahre alt, als ich meine Heimath verließ, und vierzig Jahre lang ſetzte ich keinen Fuß wieder in meinen Heimathsort und erblickte keinen ſeiner Bewohner.

Der Mann, deſſen man ſich noch erinnerte, nachdem er vierzig Jahre abweſend geweſen, müßte ein ſehr berühmter ſein, und da ich, als ich fortging, kaum erſt ein Knabe zu nennen war, ſo fand ich mich bei meiner Rückkehr vollſtändig vergeſſen.

Selbſt meiner Eltern erinnerte man ſich kaum. Beide waren geſtorben, ehe ich meine Heimath verließ und als ich noch ein kleiner Bube war. Ueberdies war mein Vater ſeines Gewerbes ein Seemann und folglich ſelten oder nie zu Hauſe, ſo daß ich von ihm wenig mehr weiß als wie ſehr ich mich grämte, als die Nachricht eintraf, daß ſein Schiff untergegangen war und er mit den meiſten ſeiner Kameraden das Leben verloren hatte.

Leider überlebte meine Mutter ihn nicht lange,

und da ihr Tod folglich auch vor schon so langer Zeit stattgefunden hatte, so war es ganz natürlich, daß beide von einer Einwohnerschaft vergessen waren, mit welcher sie nur geringen Verkehr gehabt hatten.

Auf diese Weise erklärt sich also, wie es kommt, daß ich in meinem Heimathsorte ein solcher Fremdling bin.

Deßwegen darf man aber nicht glauben, daß ich einsam oder ohne Gesellschaft sei. Obschon ich aufgehört habe, meinem Berufe als Seemann zu folgen, und in meine Heimath zurückgekehrt bin, um meine noch übrigen Tage in Frieden und Ruhe zu verleben, so bin ich doch keineswegs von ungeselliger oder mürrischer Gemüthsart.

Im Gegentheil, ich bin, wie ich stets gewesen, ein großer Freund des geselligen Verkehrs, und, obschon jetzt ein alter Mann, finde ich doch großes Vergnügen an der Gesellschaft junger Leute, besonders kleiner Knaben.

Auch kann ich mich rühmen, daß ich bei allen diesen im ganzen Dorfe in großer Gunst stehe. Ich bringe ganze Stunden damit zu, daß ich ihnen hilfreiche Hand leiste, wenn sie ihre Drachen steigen oder ihre kleinen Boote schwimmen lassen, denn ich weiß noch recht wohl, wie großes Vergnügen diese Spielereien mir gewährten, als ich selbst noch ein Knabe war.

Die harmlosen Kinder ahnen, während ich an ihren Spielen theilnehme, nicht, daß der freundliche alte Mann, der sie und sich selbst so amüsiren kann, den größten Theil seines Lebens unter abenteuerlichen Auftritten und in tödlichen Gefahren zugebracht hat, und dennoch sind diese der Hauptinhalt meiner Lebensgeschichte.

Es giebt jedoch Leute im Dorfe, welche einige Kapitel aus der Geschichte meines Lebens besser kennen, weil sie dieselben aus meinem eigenen Munde gehört haben, denn ich bin niemals abgeneigt, Leuten, welche würdig sind, es zu hören, irgend ein interessantes Abenteuer zu erzählen, welches ich durchzumachen gehabt, und selbst in unserm ruhigen Dorfe habe ich ein Publikum gefunden, welches den Erzähler verdient.

Schulknaben sind meine Zuhörer gewesen, denn es giebt eine berühmte Schule in der Nähe des Dorfes — ein Institut für junge Herren wird es genannt — und dieses stellt mir das zahlreichste und aufmerksamste Auditorium.

Diese Knaben und ich begegneten uns bei unsern Ausflügen am Meeresstrande, und da sie mein verwittertes Salzwassergesicht bemerkten, so glaubten sie, ich könne ihnen abenteuerliche Geschichten und

ſeltſame Ereigniſſe erzählen, die mir weit über der See begegnet ſeien.

Wir trafen uns ſehr oft, faſt täglich, und es dauerte nicht lange, ſo entſtand eine freundliche Bekanntſchaft zwiſchen uns, bis ich auf ihr Bitten ihnen dann und wann ein Abenteuer aus meinem Leben zu erzählen begann.

Oft konnte man mich im niedrigen Graſe der Bucht ſitzen ſehen, umgeben von einer Anzahl dieſer wohlgekleideten Knaben, deren getheilte Lippen und begierige Augen das Intereſſe verriethen, welches ſie an meinen Erzählungen nahmen. Ich ſchäme mich nicht, zu geſtehen, daß auch ich Vergnügen daran fand — wie alle alte Soldaten und Seeleute, welche es ſich, wie das Sprichwort ſagt, zum Vergnügen machen, ihre Schlachten noch einmal durchzufechten.

Dieſe bruchſtückweiſen Erzählungen dauerten eine Zeitlang fort, bis eines Tages, als ich meinen jungen Freunden auf gewöhnliche Weiſe, nur etwas früher als gewöhnlich begegnete, ich ſofort ſah, daß ſie etwas ganz Beſonderes im Schilde führten.

Sie waren in ſtärkerer Anzahl vorhanden als dies ſonſt der Fall zu ſein pflegte, und ich bemerkte, daß einer davon — der größte von allen — ein zuſammengefaltetes Papier in der Hand hielt, worauf, wie ich ſah, Etwas geſchrieben ſtand.

Als ich näher kam, ward mir das Papier überreicht, ohne daß man ein Wort dazu geſprochen hätte, und ich ſah an der Ueberſchrift, daß es an mich ſelbſt gerichtet war.

Ich öffnete das Blatt und gewahrte bald, wo der Inhalt hinauslief. Es war eine von ſämmtlichen anweſenden Knaben unterzeichnete „Petition“. Sie lautete folgendermaßen:

„Geehrter Herr Capitain!

„Wir haben heute einen ganzen Ferientag bewilligt erhalten, und wir wüßten nicht, wie wir denſelben auf angenehmere und nützlichere Weiſe zubringen könnten, als wenn wir Ihnen zuhörten. Deßhalb haben wir uns die Freiheit genommen, Sie zu bitten, uns durch Erzählung irgend eines merkwürdigen Ereigniſſes zu erfreuen, welches Ihnen begegnet iſt. Einem möglichſt abenteuerlichen Vorfalle würden wir den Vorzug geben, denn wir wiſſen, daß Ihnen während Ihres bewegten Lebens dergleichen viele begegnet ſind. Wählen Sie jedoch den, deſſen Erzählung Ihnen das meiſte Vergnügen macht, und wir verſprechen, Ihnen aufmerkſam zuzuhören, denn wir wiſſen ſammt und ſonders, daß es uns ſehr leicht fallen wird, dieſes Verſprechen zu halten. Und nun,

beſter Herr Capitain, erzeigen Sie uns die Gunſt, um die wir bitten, und die Bittſteller werden Ihnen dafür ſtets dankbar ſein.“

Eine ſo höfliche Bitte konnte man unmöglich abſchlagen und ohne Zögern erklärte ich mich daher bereit, meinen jungen Freunden ein Kapitel zum Beſten zu geben.

Das Kapitel, welches ich wählte, war eins, von dem ich glaubte, es würde für die Knaben das intereſſanteſte ſein, denn es enthielt die Geſchichte meiner eigenen Knabenjahre und meiner erſten Seereiſe, welche ich, in Folge der ſonderbaren Umſtände, unter welchen ſie erfolgte, die „Reiſe im Finſtern“ genannt habe.

Ich ſetzte mich auf einen Kieſelhaufen, ſo daß ich das ſpiegelnde Meer vor Augen hatte, ließ meine Zuhörer um mich herum Platz nehmen und fing dann an.

Zweites Kapitel.

Durch Schwäne gerettet.

Von meinen früheſten Lebenstagen an war ich ein Freund des Waſſers. Es war dies mein Inſtinkt. Wenn ich als Ente oder als Waſſerhund geboren worden wäre, ſo hätte ich keine größere Vorliebe für das Waſſer haben können. Mein Vater war Seemann geweſen, eben ſo wie mein Großvater und mein Urgroßvater, und ich hatte vielleicht dieſen Inſtinkt von ihnen geerbt.

Doch mochte dem ſein wie ihm wollte, meine Vorliebe für das Waſſer war ſo ſtark, als wenn es mein natürliches Element geweſen wäre, und man hat mir erzählt, obſchon ich ſelbſt mich deſſen nicht mehr entſinne, daß ich, als ich noch ein ganz kleines

Kind war, nur mit Mühe von Waſſertümpeln und Teichen zurückgehalten werden konnte.

In der That ereignete ſich das erſte Abenteuer meines Lebens in einem Teiche, und dieſes entſinne ich mich ganz wohl.

Obſchon es weder ſo ſeltſam noch ſo ſchrecklich war wie viele andere Abenteuer, die mir ſpäter zuſtießen, ſo war es dennoch ein ziemlich ſonderbares, und ich werde es Euch mittheilen, weil es die frühzeitige Neigung veranſchaulicht, die ich zum Leben auf dem Waſſer hatte.

Ich war damals noch ein ziemlich kleiner Knabe, und da der merkwürdige Vorfall ſich gleichſam an der Schwelle meines Lebens ereignete, ſo ſchien er ein Vorſpiel zu dem Schickſale meiner künftigen Laufbahn zu ſein, und anzudeuten, daß ich, wie in der That auch der Fall war, viele Wechſelfälle und Abenteuer erfahren ſollte.

Ich habe geſagt, daß ich damals noch ein ſehr kleiner Knabe war, eben nur groß genug, um außerhalb des Hauſes herumzulaufen, und gerade ſo alt wie Knaben zu ſein pflegen, wenn ſie anfangen, Papierboote ſchwimmen zu laſſen.

Ich verſtand ein ſolches aus dem Blatte eines alten Buches oder einem Zeitungsblatte zu fertigen, und oft hatte ich dergleichen Fahrzeuge Reiſen

über den Ententeich machen lassen, welcher mein Ocean war.

Ich kann sagen, daß ich einen Schritt über die bloßen Papierboote hinaus gegangen war. Für mein sechsmonatliches Taschengeld, welches ich zu diesem Zwecke zusammengespart, war es mir nämlich gelungen, eine vollständig getakelte Schaluppe von einem alten Fischer zu kaufen, welcher sie während seiner Mußestunden „gebaut" hatte.

Sie war nur sechs Zoll lang, weniger als drei Zoll breit und ihr Tonnengehalt würde, wenn er registrirt worden wäre, was aber niemals geschah, ohngefähr ein halbes Pfund betragen haben. Ein kleines Fahrzeug wird man es nennen, damals aber war es in meinen Augen eben so großartig wie ein Dreidecker.

Ich meinte, es sei für den Ententeich zu groß, und beschloß daher, eine Wasserfläche aufzusuchen, wo meine Schaluppe mehr Raum hätte, ihre Eigenschaften als guter Segler zu bethätigen.

Diese Wasserfläche fand ich bald in der Gestalt eines sehr großen Teiches oder Sees, wie ich ihn vielmehr nennen möchte, wo das Wasser klar war wie ein Krystall, und wo gewöhnlich ein leichter frischer Wind darüber hin spielte, gerade stark genug, um die Segel zu blähen und meine kleine Schaluppe

entlang zu treiben wie einen fliegenden Vogel, ſo daß ſie oft über den Teich hinüber ſchwamm, ehe ich ſelbſt auf die andere Seite hinüberkommen konnte, um ſie wieder mit meinen Händen aufzufangen.

Manchen Wettlauf hatte ich auf dieſe Weiſe mit meiner kleinen Schaluppe, bei welcher zuweilen ich, zuweilen ſie den Sieg errang, je nachdem der Wind ihrem Laufe günſtig oder ungünſtig war.

Dieſer ſchöne kleine See, an deſſen Ufer ich mich zu amüſiren pflegte, und wo ich viele der glücklichſten Stunden meiner Kindheit zubrachte, war kein öffentliches Eigenthum. Er lag vielmehr in einem herrſchaftlichen Parke, der ſich von dem Ende des Dorfes an hinabzog, und der Teich gehörte natürlich dem Beſitzer dieſes Parkes ebenfalls.

Dieſer Beſitzer war indeſſen ein ſehr freundlicher, liebevoller Herr, welcher den Dorfbewohnern geſtattete, durch ſein Grundſtück zu gehen, ſo oft es ihnen beliebte, und Nichts dagegen hatte, daß die Knaben ihre Boote auf ſeinem See ſchwimmen ließen, oder ſogar auf einem ſeiner Felder Ball ſchlugen, vorausgeſetzt, daß ſie ſich hübſch in Acht nahmen und an den Sträuchern und Pflanzen, welche die Gänge einſäumten, keinen Schaden anrichteten.

Es war ſehr freundlich und gut von ihm, dieſe Freiheit zu geſtatten, und wir, die Knaben des

Dorfes, ſahen dies ein und benahmen uns, glaube ich, im Ganzen genommen ſehr anſtändig, denn ich hörte niemals, daß ein erheblicher Schaden verurſacht worden wäre.

Der Park und der Teich ſind noch da, der freundliche Herr aber, von welchem ich ſpreche, hat ſchon längſt dieſe Welt verlaſſen, denn er war ſchon damals ein alter Mann und dies iſt nun ſechszig Jahre her.

Auf dem kleinen See gab es damals eine Anzahl Schwäne, es waren ihrer ſechs, wenn ich mich recht entſinne, und außerdem noch andere Waſſervögel von ſeltener Art.

Die Knaben fanden großes Vergnügen daran, dieſe ſchönen Thiere zu füttern, und es geſchah ſehr oft, daß Einer oder der Andere von uns ein paar Stücken Brot mitbrachte und ſie den Waſſervögeln zuwarf.

Ich für meine Perſon war ein großer Freund dieſer kleinen Verſchwendung und lief, ſo oft ich Gelegenheit hatte, mit vollgeſtopften Taſchen nach dem See.

Die Hühner, und beſonders die Schwäne, waren durch dieſe freundliche Behandlung ſo zahm geworden, daß ſie uns aus der Hand fraßen, ohne die mindeſte Furcht vor uns zu verrathen.

Es gab eine beſondere Art und Weiſe, ihnen ihr Futter zu reichen, und wir pflegten großes Vergnügen daran zu finden.

Auf der einen Seite des See's erhob ſich das Ufer ohngefähr drei Fuß hoch über den Waſſerſpiegel. Hier war der Teich ſehr tief, und weder die Schwäne noch irgend ein anderer Waſſervogel konnte hier an's Land gelangen, ohne von den Flügeln Gebrauch zu machen. Das Ufer war ſteil und weder eine Treppe noch eine Böſchung angebracht, mittelſt deren man aus dem Waſſer hätte herausſteigen können, ja, es hing ſogar ein Wenig über.

An dieſer Stelle pflegten wir die Schwäne zu treffen, die ſtets bereit waren zu kommen, wenn ſie uns ſahen. Wir ſteckten dann das Stück Brot in das geſpaltene Ende einer Ruthe, hielten dieſelbe hoch über das Waſſer und ergötzten uns, wie die Schwäne ihre langen Hälſe ausſtreckten und dann und wann ſogar aus dem Waſſer in die Höhe ſprangen, um das Brot zu erſchnappen, gerade wie Hunde zu thun pflegen.

Alles dies war, wie der Leſer ſich denken kann, für Knaben ein famoſer Zeitvertreib.

Ich komme nun auf das verſprochene Abenteuer.

Eines Tages hatte ich mich nach dem Teiche begeben, und wie gewöhnlich meine Schaluppe mit-

genommen. Es war noch ziemlich früh, und als ich an Ort und Stelle kam, fand ich, daß noch keiner meiner Kameraden da war. Ich ließ jedoch meine Schaluppe in's Wäſſer und ging dann um das Ufer herum, um ihr auf der entgegengeſetzten Seite zu begegnen.

Es rührte ſich faſt kein Lüftchen, und die Schaluppe ſegelte ſehr langſam. Ich hatte deßhalb keine Eile, ſondern ſchlenderte gemächlich entlang.

Als ich von daheim fortging, hatte ich nicht die Schwäne vergeſſen, denn dieſe waren meine großen Lieblinge, und zwar in ſolchem Grade, daß ſie mich bei mehr als einer Gelegenheit veranlaßten, kleine Diebſtähle für ſie zu begehen, denn die Brotſchnitten, mit welchen ich mir meine Taſchen vollgeſtopft, hatte ich mir auf nicht ganz zu rechtfertigende Weiſe aus der Speiſekammer meiner Mutter angeeignet.

Doch ſei dem wie ihm wolle, ich hatte meinen Freunden ihr gewöhnliches Frühſtück mitgebracht und machte, als ich das hohe Ufer erreichte, Halt, um es ihnen zu geben.

Alle ſechs Schwäne, denn ſie kannten mich recht wohl, kamen mit ſtolz gebogenen Hälſen und ein wenig gehobenen Flügeln raſch über den See herüber, auf mich zu, und befanden ſich binnen weni-

gen Secunden dicht am Ufer, wo sie sich mit emporgestreckten Schnäbeln hin- und herbewegten, und meine Bewegungen gierig mit den Augen verfolgten.

Sie wußten, daß ich sie hierherberufen, um mich freigebig gegen sie zu beweisen.

Nachdem ich mir eine lange Ruthe verschafft und dieselbe am Ende gespalten, steckte ich ein Stück Brot in die Gabel und fing nun an, mich an den Manövers der Vögel zu ergötzen.

Ein Stück nach dem andern ward aus der Gabel herausgeschnappt und meine Tasche war beinahe leer, als auf ein Mal der Rasen, auf dem ich stand, unter mir wich und ich in das Wasser hineinplumpte.

Ich plumpte hinein wie ein großer Stein, und da ich keinen Strich schwimmen konnte, so würde ich auch wie ein Stein zu Boden gesunken sein, wenn ich nicht gerade zufällig in die Mitte der Schwäne gefallen wäre, die ohne Zweifel eben so überrascht waren als ich selbst.

Nun geschah es, nicht durch irgend eine besondere Geistesgegenwart von meiner Seite, sondern blos in Folge des Instinkts der Selbsterhaltung, der jedem lebenden Geschöpfe gemein ist, daß ich eine Anstrengung machte, mich zu retten.

Ich that dies, indem ich meine Hände aus-

ſtreckte und mich bemühete, Etwas zu erfaſſen, gerade ſo wie ein Ertrinkender ſelbſt nach einem Strohhalme haſcht.

Ich erhaſchte aber etwas Beſſeres als einen Strohhalm, denn ich ergriff zufällig den Fuß eines der größten und ſtärkſten der Schwäne, und hielt mich daran ſo feſt, als ob mein Leben davon abhinge, daß ich nicht losließe.

Bei dem Hineinſtürzen hatten ſich meine Augen und Ohren mit Waſſer gefüllt, und ich wußte kaum, was ich that. Ich hörte ein fürchterliches Geplätſcher, während die Schwäne erſchrocken auseinander fuhren; aber in der nächſten Secunde hatte ich wieder Bewußtſein genug, um zu bemerken, daß ich den Fuß des Schwanes erfaßt hatte und raſch durch das Waſſer fortgezogen ward.

Ich beſaß hinreichend Beſinnung, um feſtzuhalten, und ward in weniger Zeit als ich gebraucht habe, es zu erzählen, über die Hälfte des Teiches hinüberbugſirt, was im Grunde genommen nur eine kurze Entfernung war.

Der Schwan machte keinen Verſuch zu ſchwimmen, ſondern flatterte mehr die Oberfläche entlang, indem er ſich ſeiner Flügel und vielleicht des noch freigebliebenen Fußes bediente, um ſich vorwärts zu treiben.

Der Schrecken hatte ohne Zweifel ſeine Kraft und Energie verdoppelt, denn ſonſt hätte er niemals eine ſolche Laſt fortzerren können, ſo groß und ſtark er auch war.

Wie lange die Sache gedauert haben würde, läßt ſich nicht wohl ſagen. Auf keinen Fall aber würde ſie ſehr lange gedauert haben. Der Schwan hätte ſich noch eine ziemliche Weile über dem Waſſer halten können, aber ich wäre nicht im Stande geweſen, mich noch lange zu halten. Ich ward jeden Augenblick untergetaucht und jedes Mal drang mir das Waſſer in Mund und Naſe. Ich verlor das Bewußtſein immer mehr und würde bald genöthigt geweſen ſein, loszulaſſen.

Gerade in dieſem kritiſchen Augenblicke fühlte ich zu meiner großen Freude Etwas mich unten berühren. Ein rauher Gegenſtand war gegen meine Kniee angeſtoßen. Es waren die Steine und der Kies auf dem Boden des See's, und ich bemerkte, daß ich jetzt in nicht ſehr tiefem Waſſer mehr war. Der Schwan war, indem er ſich bemühete zu entrinnen, aus dem Theile des See's, wo derſelbe tief und gefährlich war, hinweggeſchwommen und befand ſich jetzt dicht am Rande, wo das Waſſer ſeicht ward.

Ich zögerte keinen Augenblick. Ich war nur zu froh, der Schleppfahrt ein Ende zu machen, und

ließ daher den Fuß des Schwanes los. Der auf dieſe Weiſe erleichterte Schwan machte ſofort von ſeinen Flügeln Gebrauch und ſtieg, wie ein wilder Vogel kreiſchend, hoch in die Luft empor.

Was mich ſelbſt betraf, ſo fand ich ſofort feſten Grund, und nachdem ich ein Wenig getaumelt und tüchtig genieſ't und geſchluckt hatte, faßte ich feſten Fuß, watete dann hinaus und ſtand abermals wohlbehalten auf dem Trockenen.

Dieſer Unfall hatte mir einen ſolchen Schreck eingejagt, daß es mir nicht einfiel, mich nach meiner Schaluppe umzuſehen. Indem ich ihr überließ, ihre Fahrt zu beenden wie ſie könnte, rannte ich ſo ſchnell als meine Füße mich tragen wollten davon, und ſtand nicht eher ſtill als bis ich meine Wohnung erreicht hatte und mit triefenden Kleidern vor dem Feuer ſtand.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Der Strudel.

Meine Leſer werden glauben, die Lehre, die ich auf dieſe Weiſe empfangen, ſei für mich eine Warnung geweſen, mich von dem Waſſer fern zu halten.

Dies war aber nicht der Fall. In dieſer Beziehung nützte mein Sturz in's Waſſer mir Nichts, obſchon er ſich in andern Beziehungen wohlthätig erwies. Er lehrte mich die Gefahr, welche damit verbunden iſt, wenn man in Waſſer kommt, welches tiefer iſt als man ſelbſt groß iſt.

Dieſe Gefahr hatte ich bis jetzt nur wenig beachtet, und ſo jung ich auch noch war, ſo ſah ich doch nun ein, wie vortheilhaft es ſein müſſe, ſchwimmen zu können.

Die Gefahr, der ich mit so genauer Noth entronnen, stachelte mich an, einen Entschluß zu fassen, und dieser bestand darin, die Kunst des Schwimmens zu lernen.

In diesem Entschlusse ward ich durch meine Mutter ermuthigt, eben so wie durch einen Brief von meinem Vater, der damals auf Reisen war und in diesem Briefe befahl, daß ich guten Schwimmunterricht erhalten sollte.

Das war gerade das, was ich wünschte, und indem ich mir vornahm, ein Schwimmer ersten Ranges zu werden, griff ich die Sache mit allem Eifer an.

Ein und zuweilen auch zwei Mal des Tages, während der warmen Witterung, das heißt wenn die Schule aus war, ging ich in's Wasser, wo man mich darin herumplätschern sehen konnte wie einen kleinen Wallfisch.

Einige größere Knaben, welche schon schwimmen gelernt hatten, gaben mir einige Anweisung und bald lernte ich das wonnige Gefühl kennen, im Stande zu sein, auf dem Rücken zu schwimmen, ohne daß ich dabei Jemandes Beistand bedurfte. Ich entsinne mich noch recht wohl, wie stolz ich mich fühlte, als ich zum ersten Male dieses Kunststück ausführte.

Und hier, junger Leſer, laß mich Dir den dringenden Rath ertheilen, mein Beiſpiel nachzuahmen und Schwimmen zu lernen. Du weißt nicht, wie bald Du in den Fall kommen kannſt, dieſer nützlichen Kunſt zu bedürfen; wie bald Du gezwungen ſein kannſt, ſie auszuüben. Ja, Du weißt nicht, ob ſie nicht früher oder ſpäter das Mittel werden kann, Dir das Leben zu retten.

In der gegenwärtigen Zeit ſind die Möglichkeiten des Ertrinkens weit zahlreicher als in früheren Zeiten. Beinahe Jedermann reiſ't jetzt über Seeen, Oceane und auf großen Flüſſen, und die Zahl der Menſchen, welche alljährlich auf Geſchäfts- oder Vergnügungsreiſen, oder Auswanderungsfahrten ihr Leben auf dem Waſſer riskiren, iſt kaum glaublich. Von dieſen verlieren regelmäßig ein Theil', und in ſtürmiſchen Jahren gewiß ein ſehr großer Theil, das Leben durch Ertrinken.

Ich will damit nicht ſagen, daß ein Schwimmer, ſelbſt der beſte, wenn er in großer Entfernung von dem Ufer Schiffbruch leidet, z. B. mitten im atlantiſchen Meere, oder auch nur in der Mitte des engliſchen Kanals, Ausſicht hätte, an's Land ſchwimmen zu können. Dies wäre natürlich nicht ausführbar. Wohl aber giebt es oft andere Möglichkeiten zur Lebensrettung außer der, daß man das Land

erreicht. Man kann ein Boot, einen Balken, einen leeren Hühnerkorb oder eine Tonne erreichen, und es ſind viele Beiſpiele dageweſen, daß ein Leben durch ſolche unbedeutend ſcheinende Mittel gerettet worden iſt.

Es kann auch ein anderes Schiff in Sicht ſein und nach dem Schauplatze des Unglücks eilen. Der ſtarke Schwimmer wird ſich dann bis zur Ankunft der Rettung auf dem Waſſer halten können, während Alle, die nicht ſchwimmen können, ſchon längſt untergeſunken ſein werden.

Der Leſer muß jedoch wiſſen, daß weder in der Mitte des atlantiſchen Meeres, noch irgend eines großen Oceans die meiſten Schiffe ſcheitern oder Menſchenleben verloren gehen. Zuweilen iſt dies allerdings der Fall, wenn nämlich ein Sturm mit außerordentlicher Wuth tobt und ein Schiff faſt in Atome bläſ't. Dies geſchieht jedoch nur höchſt ſelten, und dergleichen Fälle bilden eine ſehr große Minderzahl im Verhältniß zu den Schiffbrüchen, welche im Angeſicht der Küſte und häufig auf der Bucht ſelbſt ſtattfinden.

In dieſen letztern Fällen geht die größte Zahl von Menſchenleben verloren und zwar unter Umſtänden, wo durch Kenntniß der Kunſt des Schwimmens Viele gerettet werden könnten. Es vergeht kein Jahr, ohne daß Hunderte von Individuen inner-

halb einer Kabellänge vom Strande ertrinken; Schiffe voll Auswanderer, Soldaten und Matroſen ſind mit Allem an Bord untergegangen, ſo daß nur einige gute Schwimmer als Ueberlebende auf dem Wrack zurückgeblieben ſind.

Aehnliche Unfälle ereignen ſich auf Flüſſen, die kaum fünfhundert Fuß breit ſind, und jedem meiner Leſer werden Unglücksfälle bekannt ſein, die ſich innerhalb eines noch weit geringeren Flächenraumes ereignet haben.

Es läßt ſich in der That ſchwer begreifen, wie, während ſolche Thatſachen offen vor Aller Augen daliegen, dennoch immer noch ſo Viele ſich dadurch nicht warnen laſſen und immer noch verſäumen, ſchwimmen zu lernen.

Eben ſo muß man ſich auch wundern, daß die Regierungen die Jugend nicht zwingen, ſich dieſe gar nicht ſchwierige Fertigkeit anzueignen. Freilich ſind gar viele Regierungen von alten Zeiten her mehr bedacht geweſen, ihre Unterthanen zu beſteuern als zu unterrichten und zu belehren.

Dennoch ſcheint es mir für Regierungen etwas ſehr Leichtes zu ſein, Alle, welche mit Schiffen reiſen, zu zwingen, ſich mit einem Rettungsapparate zu verſehen. Durch dieſe wohlfeile und einfache Vorrichtung würden, wie ich erbötig bin nachzu-

weiſen, alljährlich viele tauſend Menſchenleben gerettet werden und Niemand würde über die Koſten für Anſchaffung eines ſo nützlichen Gegenſtandes und die Unbequemlichkeit des Tragens deſſelben murren.

Mögen indeſſen die Regierungen in dieſem Punkte ihrer Pflicht genügen oder nicht, ſo laß, lieber junger Leſer, Dir auf jeden Fall von mir den Rath geben, Dich zu einem guten Schwimmer auszubilden. Greife die Sache ſofort an, das heißt, wenn das Wetter warm genug iſt, und verſäume keinen Tag, ſo lange es ſo bleibt. Werde ein Schwimmer, ehe Du ein Mann wirſt, denn wenn Du das Mannesalter erreicht haſt, wirſt Du wahrſcheinlich weder Zeit, noch Gelegenheit, noch Neigung zur Erlernung dieſer Kunſt haben, und überdies kannſt Du vielmals in Gefahr kommen, zu ertrinken, ehe noch Dein Bart gewachſen iſt.

Was mich ſelbſt betrifft, ſo bin ich zu vielen Malen dem Tode des Ertrinkens nur mit genauer Noth entronnen. Daſſelbe Element, welches ich ſo innig liebte, ſchien am meiſten zu wünſchen, mich zu ſeinem Opfer zu machen, und ich würde es für undankbar gehalten haben, wenn ich nicht gewußt hätte, daß die wilden Wogen unvernünftige, unverantwortliche Geſchöpfe ſind, und daß ich in zu ver-

wegener Weiſe meine Hand auf ihre Mähne gelegt hätte.

Es waren nur wenige Wochen nach meinem Sturze in den Teich vergangen und ich hatte ſchon mehrere Schwimmlektionen genommen, als ich eines Tages ſehr nahe daran war, in dieſer Leibesübung meinen letzten Verſuch zu machen.

Es war nicht in dem See, wo dieſer Unfall ſtattfand, denn da dieſer See zur Zierde des Parkes angelegt und Privateigenthum war, ſo war nicht geſtattet, ihn als Badeplatz zu benutzen. Die Bewohner eines an der Meeresküſte liegenden Ortes bedürfen jedoch auch keines See's, um ſich im Waſſer zu beluſtigen. Das große ſalzige Meer ſpendet ihnen ein freies Bad, und unſer Dorf hatte, eben ſo wie viele andere, ſeine gemeinſchaftliche Badebucht. Natürlich fanden meine Schwimmübungen im Salzwaſſer ſtatt.

Die Bucht, welche von den Dorfbewohnern gewöhnlich benutzt ward, ſtand als Badeplatz gerade nicht im beſten Rufe. Sie war allerdings ziemlich hübſch, mit gelbem Sande, weißen Muſcheln und Kieſeln, aber es gab in derſelben einen ſogenannten Strudel, der an einer beſondern Stelle ſtärker war als anderwärts, und zu gewiſſen Zeiten war es gefährlich, innerhalb des Bereichs dieſes Strudels zu

kommen, wenn der ſich auf dieſe Weiſe der Gefahr Ausſetzende nicht ein guter und ſtarker Schwimmer war.

Es ging unter den Bewohnern die Sage, es ſei ein Mal Jemand durch dieſen Strudel oder dieſe Unterſtrömung ertrunken. Dies war aber ſchon lange her und man hatte beinahe aufgehört, davon zu ſprechen. Auch erzählte man einige neuere Beiſpiele von Badenden, die durch dieſe Unterſtrömung in's Meer hinausgeführt, endlich aber durch nachgeſendete Boote gerettet worden waren.

Ich entſinne mich, daß zu jener Zeit eine auf dieſe Unfälle ſich beziehende Thatſache großen Eindruck auf mich machte, und dieſe beſtand darin, daß die älteren Bewohner des Dorfes und die angeſehenſten Leute des Ortes niemals gern davon ſprachen, ſondern entweder die Achſeln zuckten und ſchwiegen, oder die Wahrheit dieſer Sache geradezu in Abrede ſtellten.

Einige von ihnen gingen ſogar ſo weit, daß ſie das Vorhandenſein eines Strudels leugneten, während Andere ſich damit begnügten, daß ſie behaupteten, er ſei vollkommen gefahrlos. Dennoch aber bemerkte ich ſtets, daß die Eltern ihren Söhnen nicht erlauben wollten, ſich in der Nähe der Stelle

zu baden, wo die gefährliche Strömung der herrschenden Meinung nach existirte.

Ich erfuhr niemals den Grund, aus welchem die Dorfbewohner so abgeneigt waren, den Strudel und die Wahrheit der damit in Verbindung stehenden Geschichte anzuerkennen, das heißt, ich erfuhr es erst lange, lange nachher, als ich nach meinen vierzigjährigen Abenteuern wieder nach Hause kam.

Bei meiner Rückkehr fand ich dasselbe Schweigen und Achselzucken, obschon von einer ganz andern Generation als der, welche ich verlassen. Ich fand dies obendrein trotzdem, daß in meiner Abwesenheit sich mehrere Unfälle ereignet hatten, welche bewiesen, daß die Unterströmung wirklich vorhanden, und daß sie wirklich gefährlich war.

Jetzt jedoch war ich älter und besser im Stande, die Beweggründe der Menschen zu beurtheilen, und es dauerte daher nicht lange, so ergründete ich das Geheimniß.

Es verhielt sich damit folgendermaßen:

Unser Dorf ist bekanntlich ein sogenannter Badeort, und verdiente von den Gästen, welche während des Sommers einige Zeit hier zubrachten, ein hübsches Stück Geld. Allerdings ist es ein Badeort nach kleinem Maßstabe; wenn aber viel von der Unterströmung gesprochen oder den Sagen von Leu-

ten, die darin ertrunken, zu viel Glauben beigemessen würde, so würde er ein Badeort nach noch kleinerem Maßstabe werden, oder auch vielleicht ganz aufhören, einer zu sein.

Je weniger deßhalb Jemand von dem Strudel sprach, desto mehr Aussicht hatte er, seine Popularität unter den klugen Leuten zu bewahren.

Ich habe auf diese Weise eine ziemlich lange Einleitung zu dem gemacht, was man vielleicht doch nur als ein ganz gewöhnliches Abenteuer betrachten wird, denn die ganze Sache läuft im gegenwärtigen Falle darauf hinaus, daß ich durch die „Unterströmung“ ertränkt, ja wirklich ertränkt ward.

Man wird sagen, daß ich unmöglich wirklich ertrunken und todt gewesen sein könne, obschon dies ein zweifelhafter Punkt ist; denn so weit mein Bewußtsein in Frage kommt, weiß ich gewiß, daß ich Nichts davon erfahren hätte, wenn ich nicht wieder zum Leben gebracht worden wäre.

Nein, ich würde keinen Schmerz empfunden haben, selbst wenn man mich, während ich mich in diesem Zustande befand, in hundert Stücken geschnitten hätte; auch wäre ich nicht wieder zum Leben gekommen, wenn nicht Jemand Anders in dieser Beziehung thätig gewesen wäre.

Dieſer Jemand Anders war ein ſchöner junger Bootsmann aus unſerm Dorfe, Namens Harry Blew, und ihm verdanke ich mein zweites Leben.

Der Vorfall war, wie ich bereits bemerkt, von ganz gewöhnlicher Art, aber ich erzähle ihn, um zu zeigen, wie ich mit Harry Blew bekannt ward, deſſen Bekanntſchaft und Beiſpiel auf mein ſpäteres Leben einen wichtigen Einfluß äußerte.

Ich war wie gewöhnlich in die Bucht gegangen, um zu baden, und zwar an einer für mich neuen Stelle, wo ich bis jetzt noch nicht viele Leute ſich hatte baden ſehen. Zufällig war dieſe Stelle wegen jenes Strudels eine der allerſchlimmſten und ich war noch nicht lange in's Waſſer hinein, ſo packte mich die Strömung und riß mich hinaus in das offene Meer, viel weiter als daß ich hätte zurückſchwimmen können. Eben ſo ſehr aus Schrecken, der meine Kräfte lähmte, als aus andern Gründen, denn ich ſah meine Gefahr recht wohl ein, konnte ich nicht weiter ſchwimmen, ſondern ſank wie ein Stück Blei zu Boden.

Ich wußte nicht, daß ich wieder emporgekommen war. Ich wußte von dem, was ſodann geſchah, durchaus Nichts. Ich beſann mich blos, daß ich ein Boot in meiner Nähe und einen Mann darin

ſah, und dann war Alles finſter, und ich hörte ein lautes Rollen, wie Donner, in meinen Ohren, und mein Bewußtſein war dahin wie man ein Licht ausbläſ't.

Es kehrte jedoch wieder, Dank dem jungen Harry Blew! und als ich wußte, daß ich noch lebte, ſchlug ich die Augen wieder auf und ſah einen Mann neben mir knieen, welcher mich mit ſeinen Händen am ganzen Leibe rieb, mir den Bauch unter die Rippen hineinſchob, mir in den Mund blies und mich mit einer Feder an der Naſe kitzelte und noch eine ganze Menge dergleichen wunderliche Manövers mit mir vornahm.

Es war Harry Blew, der mich wieder zum Leben brachte, und ſo bald ihm dies wenigſtens theilweiſe gelungen war, hob er mich in ſeinen Armen empor und trug mich nach Hauſe zu meiner Mutter, die, als ſie mich erblickte, faſt den Verſtand verlor.

Hierauf ward mir etwas Wein eingeflößt, heiße Ziegelſteine und Flaſchen wurden mir unter die Füße gelegt, und meine Naſe mit Hirſchhorngeiſt geſalbt, und mein Körper in warme Decken gewickelt und noch viele andere Mittel angewendet, ehe meine Freunde die Gefahr für beſeitigt hielten und hofften, daß ich nun am Leben bleiben würde.

Endlich aber ward Alles wieder gut, und ehe zwanzig Stunden vergingen, war ich wieder auf den Füßen und so munter und wohl wie je.

Nun war ich vor dem Waſſer gewarnt, wenn es Etwas hätte nützen können. Aber es nützte Nichts, wie die Folge lehren wird.

Viertes Kapitel.

Das „Dingy."

Nein, die Warnung war vergebens. Selbst die Gefahr, der ich nur mit so genauer Noth entronnen, heilte mich nicht von meiner Vorliebe für das Wasser, sondern hatte eher eine entgegengesetzte Wirkung.

Die Bekanntschaft, die auf so eigenthümliche Weise zwischen dem jungen Bootsmanne und mir entstanden war, reifte bald zu einem starken Gefühle von Freundschaft. Sein Name war, wie ich schon gesagt habe, Harry Blew, und er besaß ein Herz, welches eben so gut als brav war.

Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß ich eine ungeheure Liebe zu ihm faßte, und er schien dieses Gefühl zu erwidern, denn er handelte von dieser

Zeit an gegen mich, als ob ich ihm das Leben gerettet hätte anſtatt er mir.

Er gab ſich große Mühe, mich zu einem vollkommenen Schwimmer auszubilden, und lehrte mich auch den Gebrauch des Ruderns, ſo daß ich in kurzer Zeit im Stande war, ſchulgerecht und weit beſſer zu rudern als irgend ein Knabe von meinem Alter oder meiner Größe.

Ich erwarb mir ſogar ſo große Fertigkeit, daß ich zwei Ruder handhaben und des Beiſtandes meines Lehrers entbehren konnte.

Dies betrachtete ich als ein großes Kunſtſtück und war nicht wenig ſtolz, wenn ich, wie ſehr häufig der Fall war, beauftragt ward, das Boot des jungen Mannes von der kleinen Bucht, in welcher es lag, nach irgend einem anderen Punkte zu bringen, wo er vielleicht wartete, um einen Paſſagier aufzunehmen.

Dann und wann, wenn ich an einer vor Anker liegenden Schaluppe oder nahe an der Bucht, wo einige Leute beiſammenſtanden, vorbeikam, hörte ich allerhand ſpöttiſche Bemerkungen, wie z. B.: „Na, Du biſt wohl auch noch zu klein, um zwei Ruder zu handhaben!“ oder: „Ha, ſeht doch dieſen Dreikäſehoch in dem Boote!“ Und auf dieſe witzig ſein ſollenden Bemerkungen folgte auch noch ein höhniſches Gelächter.

Dies kränkte mich aber nicht im Mindesten. Im Gegentheile fühlte ich mich stolz, diesen Leuten zu zeigen, daß ich, so klein ich auch war, mein Fahrzeug in der rechten Richtung und vielleicht eben so rasch zu rudern vermochte als Viele von ihnen, die zweimal so groß waren als ich.

Nach einiger Zeit hörte ich von diesen Stichelreden Nichts mehr, höchstens vielleicht, daß ein Fremder sich über mich lustig machte. Die Bewohner unseres Dorfes erfuhren bald, wie gut ich ein Boot lenken konnte, und so klein ich auch war, so hatten sie doch Respect vor mir, — auf alle Fälle verspotteten sie mich nicht mehr.

Oft nannten sie mich den „kleinen Bootsmann" oder den kleinen Matrosen.

Es war meines Vaters Absicht, daß ich eben so wie er mich dem Seemannsberufe widmen sollte, und er hatte sich vorgenommen, mich auf seiner nächsten Reise mitzunehmen.

Deßhalb ward ich in diesen Ideen ermuthigt und überdies kleidete meine Mutter mich stets in Seemannstracht von der beliebtesten Art, — blaue Tuchjacke und weite Hosen mit schwarzseidenem Halstuch und überschlagenem Hemdkragen.

Auf alles Dies war ich sehr stolz, und mein Costüm war eben so wie etwas Anderes die Ursache,

daß man mich fortwährend den „kleinen Matrosen" nannte.

Dieses Prädikat gefiel mir besser als irgend eins, denn Harry Blew war es, der es mir zuerst gab, und von dem Tage an, wo er mich vom Ertrinken rettete, betrachtete ich ihn als meinen wahren Freund und Beschützer.

Er war zu jener Zeit ein junger Mann, der sich in ziemlich guten Umständen befand, und das Boot, welches er führte, war sein Eigenthum, ja er hatte sogar zwei Boote.

Das eine war viel größer als das andere, — die Jolle, wie er es nannte — und diese war das, dessen er sich am häufigsten bediente, besonders wenn er drei oder vier Personen zu transportiren hatte.

Das kleinere Boot war ein sogenanntes kleines „Dingy," welches er kürzlich gekauft und welches er um der Bequemlichkeit willen in Gebrauch nahm, wenn er blos einen einzigen Passagier hatte, denn die Arbeit des Ruderns war damit eine weit geringere.

Während der Badesaison jedoch ward hauptsächlich das große Boot gebraucht, denn es fanden dann fast alle Tage Vergnügungsfahrten statt und dann lag das kleine Boot müssig an seinem Ankerplatze.

Mir war dann erlaubt, zu meinem eigenen Vergnügen Gebrauch davon zu machen, und ich konnte es nehmen, wenn ich wollte, entweder allein oder mit einem Kameraden, wenn ich einen mitnehmen wollte.

Deßhalb ward es bei mir Gewohnheit, nach den Schulstunden oder überhaupt so oft ich Zeit übrig hatte, schleunigst nach dem „Dingy" zu laufen und damit in dem ganzen Hafen herum zu rudern.

Nur selten war ich ohne Begleiter, denn mehr als einer meiner Schulkameraden fand an diesem Vergnügen großen Gefallen, und Viele von ihnen beneideten mich sogar um das Vorrecht, gewissermaßen absoluter Herr eines Bootes zu sein.

Natürlich brauchte ich, sobald ich Gesellschaft wünschte, nicht allein zu gehen und ging daher auch nicht oft allein. Einer oder der andere meiner Schulkameraden war mein Begleiter auf jedem Ausfluge, der gemacht ward, und das geschah fast täglich, wenigstens jeden Tag, an welchem das Wetter ruhig genug war, um es zu gestatten.

Natürlich, wenn das Wetter nicht ruhig war, konnten wir mit einer solchen Nußschaale von einem Boote uns nicht hinauswagen, und Harry Blew hatte mich in dieser Beziehung selbst gebührend gewarnt.

Unſere Ausflüge erſtreckten ſich blos auf eine kurze Entfernung von dem Dorfe, gewöhnlich die Bucht hinauf, obſchon auch zuweilen hinunter; doch trug ich immer Sorge, mich in der Nähe des Strandes zu halten, und wagte mich niemals weit hinaus, damit nicht das kleine Boot von einem Windſtoße erfaßt würde und ich in Gefahr geriethe.

So wie die Zeit verging, ward ich jedoch weniger ſchüchtern und begann mich auf der weiten Waſſerfläche immer heimiſcher zu fühlen. Ich dehnte nun meine Ausflüge zuweilen bis auf eine engliſche Meile von dem Strande aus und fand dies ganz in der Ordnung.

Mein Freund, der Bootführer, wiederholte, als er mich eines Tages auf einer dieſer weiten Reiſen erblickte, ſeine frühere Warnung; dieſelbe würde aber, glaube ich, eine heilſamere Wirkung geäußert haben, wenn ich ihn nicht gleich darauf zu einem ſeiner Begleiter hätte ſagen hören:

„Ein famoſer Junge iſt er doch, meinſt Du nicht auch, Bob? Er iſt von der rechten Sorte und wird einmal ein tüchtiger Seemann werden, wenn er groß genug wird.“

Dieſe Bemerkung brachte mich auf den Gedanken, daß das, was ich gethan, meinem Freunde und Gönner doch wohl nicht ſehr mißfällig geweſen ſei,

und seine Mahnung, mich dicht am Strande zu halten, brachte daher nur sehr wenig Wirkung auf mich hervor.

Es dauerte nicht lange, so ward ich ihr gänzlich ungehorsam, und dieser Ungehorsam hätte, wie man sogleich hören wird, mir beinahe das Leben gekostet.

Vorher muß ich jedoch eines Umstandes erwähnen, der sich zu jener Zeit ereignete und dem Strome meiner Existenz eine ganz andere Richtung gab. Es war ein großes Unglück, was mich betraf, — der Verlust meiner beiden Eltern.

Ich habe schon gesagt, daß mein Vater seines Berufes ein Seemann war. Er war der Capitain oder Master eines Schiffes, welches, wie ich glaube, regelmäßige Fahrten nach den amerikanischen Kolonieen machte, und er war von der Zeit an, wo ich alt genug war, um mich dessen entsinnen zu können, so wenig zu Hause, daß ich mich von ihm nur wenig mehr als seines Aussehens erinnerte.

Er war ein schöner, stattlicher, echter Seemann mit einem von Wind und Wetter so gebräunten Gesichte, daß es beinahe kupferfarben zu nennen, aber dennoch ein schönes und heiteres Gesicht war.

Meine Mutter mußte derselben Meinung sein, denn von der Zeit an, wo die Nachricht kam, daß sein Schiff gescheitert war und er dabei den Tod

gefunden hatte, war es auch mit ihr so gut wie aus. Sie schien sich abzuhärmen, als ob sie nicht länger zu leben, sondern in der anderen Welt mit ihm vereinigt zu werden wünschte. Wenn dies ihr Wunsch war, so ward derselbe sehr bald erfüllt, denn schon binnen wenigen Wochen, nachdem wir die furchtbare Nachricht erhalten, ward meine arme Mutter in ihr stilles Grab gebettet.

Dies waren die Umstände, welche dem Strome meines Daseins eine andere Richtung gaben. Selbst meine Lebensweise war nicht mehr dieselbe. Ich war nun eine Waise ohne Mittel und ohne Obdach; denn da meine Eltern kein Vermögen gehabt hatten und blos von dem sauren Verdienste meines Vaters lebten, so war keine Vorkehrung gegen ein so unerwartetes Ereigniß, wie der Tod meines Vaters, getroffen worden, und schon meine Mutter hatte sich durch diesen Tod in die hülfloseste Lage versetzt gesehen.

Vielleicht war es eine Gnade der allbarmherzigen Vorsehung, daß sie aus einer Welt abgerufen ward, die ihr keine Freude mehr bieten konnte, und obschon ich meine gute freundliche Mutter lange beweinte, so konnte ich doch in späteren Jahren nicht umhin, zu glauben, daß ihr frühzeitiger Tod zu ihrem eigenen Besten gewesen sei.

Lange, lange Jahre dauerte es, ehe ich Etwas

hätte thun können, um ſie während des kalten Winters der Armuth zu unterſtützen, welche nothwendig ihr Theil geweſen wäre.

Für mich führten dieſe Ereigniſſe Folgen von der wichtigſten Art herbei. Allerdings fand ich wieder ein Obdach, aber es war ſehr verſchieden von dem, an welches ich bis jetzt gewöhnt geweſen.

Ich ward nämlich zu einem Onkel gebracht, der, obſchon meiner Mutter leiblicher Bruder, keines von ihren zärtlichen oder liebreichen Gefühlen beſaß. Im Gegentheil war er ein Mann von mürriſcher Gemüthsart und gemeinen Sitten, und ich fand bald, daß er ſich um mich nicht mehr kümmerte als um einen ſeiner Knechte, denn ich ward gerade ſo wie dieſe behandelt.

Meine Schulzeit war zu Ende, denn von dem Tage an, wo ich in das Haus meines Onkels trat, ward ich nicht mehr in die Schule geſchickt.

Nicht als ob mir deßhalb geſtattet worden wäre, müſſig zu gehen. Mein Onkel war Landwirth und fand bald Verwendung für mich. Ich mußte hinter Schweinen oder Kühen herlaufen, oder den Pflug handhaben, oder eine Heerde Schafe hüten, oder Kälber füttern, oder hundert andere kleine Dinge verrichten, und ward auf dieſe Weiſe jeden Tag in der Woche von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang beſchäftigt.

Nur des Sonntags war mir vergönnt, auszuruhen; nicht als ob mein Onkel religiös gewesen wäre, sondern weil es an diesem Orte einmal Sitte war, daß am Sonntage nicht gearbeitet wurde.

Diese Sitte ward von allen Dorfbewohnern streng befolgt und mein Onkel sah sich gezwungen, sich in die allgemeine Regel zu fügen, sonst, glaube ich, hätte er den Sonntag eben so zu einem Arbeitstage gemacht wie jeden anderen.

Da mein Onkel sich um Religion nicht kümmerte, so ward ich nicht in die Kirche geschickt, sondern konnte müssig auf den Feldern umherschweifen oder überhaupt gehen, wohin mir beliebte. Man kann sich denken, daß ich keinen Gefallen daran fand, unter Hecken und Gräben zu verweilen. Das blaue Meer, welches jenseits derselben lag, hatte für mich weit mehr Reize als Vögelnester suchen oder sonst ein ländlicher Zeitvertreib, und in dem Augenblicke, wo ich vom Hause fortkonnte, machte ich mich auf den Weg nach meinem Lieblingselemente, entweder um meinen Freund Harry Blew auf einer seiner Bootfahrten zu begleiten, oder mich in den Besitz des „Dingy" zu setzen und eine Fahrt auf eigene Faust zu unternehmen.

Auf diese Weise verbrachte ich also meine Sonntage.

So lange meine Mutter lebte, war ich gelehrt worden, dieſe müſſige Art, den Sonntag zu verleben, als ſündhaft zu betrachten; das Beiſpiel aber, welches ich in dem Leben meines Onkels vor Augen hatte, bewog mich bald, andere Anſichten von dieſer Sache zu faſſen, und ich betrachtete endlich den Tag des Herrn von jedem andern der Woche blos in der Beziehung als verſchieden, weil er bei Weitem der angenehmſte war.

Ein Sonntag erwies ſich mir jedoch als nichts weniger denn angenehm, ja er wäre beinahe nicht blos der ſchlimmſte, ſondern auch der letzte Tag meines Lebens geworden, welches durch mein Lieblingselement — das Waſſer — abermals in drohende Gefahr gerieth.

Fünftes Kapitel.

Das Riff.

Es war Sonntagmorgen, und zwar ein so schöner, wie ich mich selten eines erinnern kann. Es war im Monat Mai, und man konnte kaum erwarten, daß der Tag anders als schön sein würde.

Die Sonne schien hell und die Vögel erfüllten die Luft mit ihrem heitern Gesange. Die Amsel und die Drossel mischten ihre kräftigen Stimmen mit den Trillern der steigenden Lerche, und über die Felder hinweg hörte man fast fortwährend den Ruf des Kuckuks — bald hier, bald da, so wie dieser flinke Vogel von einem Baume zum andern flatterte.

Die Luft war von einem starken angenehmen Dufte durchhaucht, der dem Geruche von Mandeln glich, denn der Weißdorn erschloß gerade jetzt seine

aromatiſchen Blüthen und der leichte Wind war eben ſtark genug, um ihren Duft durch die ganze Atmoſphäre zu tragen.

Das Land mit ſeinen grünen Hecken, ſeinen breiten Feldern mit der jungen Saat, ſeinen mit Frühlingsblumen beſä'ten Wieſen; das Land mit ſeinen Vogelneſtern und ſeinem Vogelgeſange wäre ſicherlich für die meiſten Knaben meines Alters höchſt anziehend geweſen, aber ein weit größerer Reiz lebte für mich in dem, was jenſeits lag — in der ruhigen, hellen, himmelblauen Fläche, die über die Felder herüberglänzte und in den Strahlen der Sonne ſchimmerte wie ein durchſichtiger Spiegel.

Dieſe große Waſſerebene war das Feld, auf welchem ich mich zu ergötzen wünſchte, denn es erſchien meinen Augen weit lieblicher als die wogende Saat oder die Wieſe in ihrem Blumenſchmucke, und ſein ſanftes Murmeln war für mein Ohr eine herrlichere Muſik als der Geſang der Amſel oder Lerche — ja ſelbſt ſein eigenthümlicher Geruch für meine Sinne angenehmer als der Duft von Roſen und Maaßlieben.

Sobald ich daher mein Zimmer verließ und hinausſchaute auf dieſes lächelnde, funkelnde Meer, ſehnte ich mich mit einem Drange, den ich nicht mit Worten zu ſchildern vermag, mich ihm an die Bruſt

zu werfen. Um dieſen Wunſch zu befriedigen, verließ ich ſo ſchnell als möglich das Haus. Ich wartete nicht einmal auf ein regelmäßiges Frühſtück, ſondern begnügte mich mit einem Stück Brote und einer Schale Milch, die ich mir aus der Speiſekammer holte, und nachdem ich das frugale Mahl eiligſt verſchlungen, machte ich mich auf den Weg nach der Bucht.

Ich ſtahl mich, ſo zu ſagen, hinweg, denn ich fürchtete, daß ſich irgend ein Hinderniß der Befriedigung meiner Wünſche in den Weg ſtellen könnte. Vielleicht konnte mein Onkel irgend einen Grund finden, mich zurückzurufen und mir zu befehlen, in der Nähe des Hauſes zu bleiben; denn obſchon er Nichts dagegen hatte, daß ich müſſig auf den Feldern umherlief, ſo wußte ich doch, daß er es nicht gern ſah, wenn ich auf's Waſſer ging, und er hatte es mir ſchon ein oder zwei Mal verboten.

Dieſe Befürchtung bewog mich, mit ein wenig Vorſicht zu Werke zu gehen. Anſtatt daher das Haus auf dem Wege zu verlaſſen, der direct von demſelben nach der ſich längs des Strandes hinziehenden Hauptſtraße führte, ſchlug ich einen andern Pfad ein, der mich auf einem Umwege ebenfalls nach der Bucht führte.

Ich ſtieß auf keine Unterbrechung, ſondern es

gelang mir, den Wasserrand zu erreichen, ohne daß mich Jemand bemerkt hätte, der ein Interesse daran gehabt, zu wissen, wohin ich ginge.

Als ich an der kleinen Bucht anlangte, wo der junge Bootsmann seine Fahrzeuge liegen hatte, bemerkte ich, daß das größere fort war, während das kleinere noch dalag.

Dies war gerade, was ich wünschte, denn ich hatte mir vorgenommen, an diesem Tage in dem kleinen Boote einen recht weiten Ausflug zu machen.

Das Erste, was ich that, war daher, in das Boot hineinzusteigen und das Wasser auszuschöpfen, welches sich darin gesammelt hatte. Diese Wassermasse war nicht unbedeutend und ich schloß daraus, daß das Boot mehrere Tage unbenutzt gelegen haben müsse, denn es zog sonst nicht sehr leicht Wasser.

Zum Glück fand ich eine alte Blechpfanne, die zu dem Zwecke des Ausschöpfens im Boote lag, und nachdem ich sie zehn Minuten oder eine Viertelstunde lang gehandhabt, war das kleine Boot zu meinem Zwecke trocken genug.

Die Ruder befanden sich in einem Schuppen hinter dem Wohnhause des Bootsmannes, welches in nur kurzer Entfernung vom Wasserrande stand, und ich holte sie, wie ich oft schon gethan, ohne Jemanden erst um Erlaubniß zu fragen zu brauchen.

Nun stieg ich wieder in das Boot, und nachdem ich meine Ruder richtig eingelegt, setzte ich mich und stieß vom Strande ab.

Mein kleines Fahrzeug gehorchte willig meinen Ruderschlägen und schoß wie ein Fisch in das tiefe Wasser hinaus, und mit einem Herzen, so leicht, wie es nur je in meiner Brust geschlagen, ruderte ich über die hellfunkelnde, blaue See.

Sie war aber nicht blos hell und blau, sondern auch ruhig wie ein Teich. Kaum kräuselte sich die Fläche, und nach unten war das Wasser so hell, daß ich in einer Tiefe von mehreren Faden die Fische spielen sehen konnte.

Das Bett des Meeres in unserer Bucht besteht aus reinem, silberweißem Sande, und selbst die kleinsten Gegenstände, sogar Krabben, kaum so groß wie ein Fingerglied, sah man deutlich auf dem Boden umherspielen, während sie einander muthwillig verfolgten oder noch kleineren Geschöpfen nachjagten, um sie zum Frühstücke zu verzehren.

Ich sah ganze Schaaren kleiner Heringe, ungeheure Steinbutten, schöne grüne Mackerelen und große Aale, so lang wie Klapperschlangen — alle ihrem Vergnügen oder ihrer Beute nachgehend.

Es war einer jener Morgen, wo das Meer vollkommen ruhig ist, und wie sie an unserer Küste sehr

selten sind. Es war gerade so ein Morgen, wie ich ihn mir wünschte, denn, wie ich schon gesagt habe, ich beabsichtigte an diesem Tage einen großen Ausflug zu machen und dieses Wetter setzte mich in den Stand, meinen Plan in Ausführung zu bringen.

Der Leser wird fragen, wohin ich zu gehen beabsichtigte? Er möge mich nur weiter anhören und er wird es erfahren.

Ungefähr nur drei englische Meilen von dem Strande, und von diesem aus eben noch sichtbar, lag eine kleine Insel.

Der Ausdruck Insel ist eigentlich nicht richtig. Es war blos eine seichte felsige Stelle — ein kleiner Platz von ungefähr einer Quadratruthe Flächeninhalt, der sich nur einige wenige Zoll über die Wasserfläche erhob.

Dies war überdies auch nur dann der Fall, wenn Ebbe war, denn zu jeder andern Zeit war die kleine Insel vom Wasser vollständig bedeckt, und man sah dann blos einen einige Fuß hoch aus dem Wasser ragenden schlanken Stab, an dessen Spitze sich eine Art Knopf oder Knauf befand.

Natürlich war dieser Stab hier aufgepflanzt worden, um zu Zeiten der hohen Fluth die seichte Stelle zu markiren, damit die Schaluppen und andere kleine Fahrzeuge, welche die Bucht besuchten,

nicht aus Versehen aufrennen und dadurch Schiffbruch leiden möchten.

Also nur bei niedrigem Wasserstande war diese kleine Insel von dem Ufer aus zu bemerken. Gewöhnlich schien sie von kohlschwarzer Farbe zu sein, aber es gab auch andere Zeiten, wo sie so weiß war, als wäre sie einen Fuß hoch mit Schnee bedeckt, und dann sah man sie viel deutlicher und sie hatte etwas förmlich Anziehendes.

Ich wußte recht wohl, was die Ursache dieser eigenthümlichen Verwandlung ihrer Farbe war. Ich wußte, daß der weiße Mantel, der sie bedeckte, in Nichts mehr und Nichts weniger bestand, als einem ungeheuern Schwarme schöner Seevögel, die sich auf dem Felsen niedergelassen hatten, um entweder vom langen Fliegen auszuruhen oder die kleinen Fische und Muschelthiere aufzupicken, die vielleicht von der Fluth hier zurückgeblieben waren.

Dieser kleine Platz war für mich schon längst ein Gegenstand des größten Interesses — theils wegen seiner fernen isolirten Lage, mehr aber, glaube ich, eben wegen jener Vögel, denn in keinem andern Theile der Bucht hatte ich so viele beisammen gesehen.

Es schien hier ein Lieblingsplatz von ihnen zu sein, denn allemal, wenn die Ebbe eintrat, sah ich

ſie ſich von allen Richtungen her verſammeln, um den Stab herumſchweben und ſich dann auf die ſchwarzen Felſen ringsumher niederlaſſen, bis dieſe letztern durch die weißen Vögel den Blicken gänzlich entzogen wurden.

Dieſe Vögel waren Möven, aber es ſchienen ihrer mehrere Arten zu ſein — große und kleine — und zu verſchiedenen Zeiten hatte ich auch Vögel anderer Gattungen bemerkt, wie z. B. die großen Meerſchwalben und Tauchenten, die in derſelben Nähe umherflatterten.

Natürlich war die Ausſicht, die ich auf dieſe Geſchöpfe haben konnte, eine ſehr entfernte, und es war ſchwer, zu ſagen, zu welcher Art ſie gehörten. Die größten davon ſchienen nicht viel größer zu ſein als Sperlinge, und wären ſie nicht hin und her geflogen, oder ihrer ſo Viele beiſammen geweſen, ſo würden ſie vom Strande aus gar nicht bemerkt worden ſein.

Ich glaube, es war die Anweſenheit dieſer Vögel, die mir dieſen abgelegenen Ort ſo intereſſant machte.

Schon von meiner früheſten Jugend an war ich ein großer Freund aller Gegenſtände der Naturgeſchichte — ganz beſonders aber der geflügelten Geſchöpfe — und ich glaube, es giebt wenig Knaben, welche dieſe Vorliebe nicht theilten.

Es kann für den Menschen Wissenschaften und Studien von größerer Wichtigkeit geben, aber ganz gewiß giebt es für die jugendliche Phantasie kein anziehenderes und den Geschmack veredelnderes Studium als das der Natur.

Ob es nun geschah, um mir die Vögel ganz genau ansehen zu können, oder ob ich hoffte, auf der kleinen Insel auch noch andere Dinge zu sehen, kurz, ich wünschte oft, einmal hingelangen zu können. Niemals wendete ich meine Augen nach dieser Richtung — und dies geschah, so oft ich in die Nähe der Bucht kam — ohne den lebhaftesten Wunsch zu empfinden, einmal dort zu sein und sie von einem Ende bis zum andern genau untersuchen zu können.

Ich wußte genau, welche Gestalt sie hatte, wenn die Ebbe am tiefsten war, und hätte zu jeder Zeit ihre Umrisse zeichnen können, ohne sie zu sehen. An beiden Enden war sie niedriger und bildete nach der Mitte zu eine kleine Erhöhung, so daß sie fast aussah wie ein ungeheurer schwarzer Wallfisch, während der von dem höchsten Punkte emporragende Stab einer in dem Rücken des Thieres steckenden Harpune glich.

Auch diesen Stab oder diese Stange wünschte ich einmal in meine Hände zu bekommen, um zu sehen, woraus sie gemacht wäre, wie hoch sie wirk-

lich in der Nähe sei, denn vom Strande aus schien sie kaum zwei Ellen hoch zu sein — und ferner wünschte ich zu wissen, was für ein Ding der oben angebrachte Knauf und wie das untere Ende der Stange in dem Boden befestigt sei.

Fest mußte sie eingepflanzt sein, denn ich hatte oft die Wellen während heftiger Stürme daran emporschlagen und den Schaum so hoch darüber hinspritzen sehen, daß weder Felsen, noch Stange, noch Knauf überhaupt sichtbar waren.

Ach, oftmals hatte ich mich gesehnt, diesen anziehenden Ort zu besuchen, aber noch niemals hatte sich mir Gelegenheit dazu dargeboten. Er war für jeden Ausflug, den ich bis jetzt zu machen gewagt, viel zu entfernt, und eine Fahrt dahin in dem kleinen Dingy viel zu gefährlich; auch hatte sich noch Niemand erboten, mich zu begleiten.

Harry Blew hatte mir allerdings einmal versprochen, mich hinzubringen, aber auch gleichzeitig über den Wunsch gelacht, den ich nach dem Besuche eines solchen Ortes zu erkennen gab.

Was hatte er weiter für ein Interesse daran? Oft war er daran vorbei- und um die Insel herumgerudert, ohne Zweifel auch darauf gelandet; vielleicht hatte er sein Boot an die Stange angebunden, während er die Seevögel schoß oder in dem Wasser

fischte; aber niemals war ich so glücklich gewesen, ihn auf einem dieser angenehmen Ausflüge zu begleiten.

Ich hatte indeß immer gehofft, daß dies noch geschehen würde, jetzt aber war diese Hoffnung zu Ende. Ich konnte nur noch Sonntags von daheim fort, aber gerade an diesem Tage war mein Freund allemal mit seinem Gewerbe beschäftigt, denn Sonntags wurden allemal von den Badegästen weit mehr Ruderpartieen unternommen als an Wochentagen.

Lange Zeit hatte ich daher vergeblich gewartet, nun aber beschloß ich, nicht länger zu warten. Erst an diesem Morgen hatte ich einen kühnen Entschluß gefaßt, und dieser bestand darin, das Dingy zu nehmen und das Riff auf eigne Faust zu besuchen.

Dies war also der große Ausflug, den ich mir vorgenommen, als ich das kleine Boot losmachte und mit demselben hinaus in das hellblaue Meer schoß.

Sechstes Kapitel.

Die Möven.

Ich habe meinen Entschluß einen kühnen genannt. In dem Unternehmen selbst lag freilich durchaus nichts Bemerkenswerthes, und ich meine blos, daß es für einen so jungen und kleinen Menschen, wie ich damals war, ein kühnes genannt werden mußte.

Drei Meilen weit rudern, war keine kleine Aufgabe, und noch dazu gerade hinaus in das große, tiefe Wasser, fast so weit, daß man vom Strande aus nicht mehr gesehen werden konnte!

Noch niemals war ich so weit gewesen, ja nicht einmal halb so weit — niemals weiter als eine

Meile von der Bucht und noch dazu bei ziemlich niedrigem Waſſerſtande — nämlich allein.

Mit Blew dagegen war ich rings um die Bai überall geweſen, aber dann hatte ich mit der Lenkung des Bootes Nichts zu thun, und da ich mich auf die Geſchicklichkeit des jungen Bootführers verließ, keine Urſache zu Befürchtungen.

Allein aber war die Sache eine ganz andere. Alles hing von mir ſelbſt ab, und wenn mir ein Unfall zuſtieß, ſo hatte ich Niemanden, bei dem ich Rath und Beiſtand ſuchen konnte.

Auch war ich kaum eine Meile von dem Strande hinweg, ſo begann ich zu bedenken, daß mein Unternehmen nicht blos ein kühnes, ſondern auch ein leichtſinniges und voreiliges ſei, und es hätte nicht viel gefehlt, ſo wäre ich umgekehrt.

Es fiel mir jedoch ein, daß mir vielleicht Jemand vom Strande aus nachſchaue — irgend ein Knabe, der auf meine Geſchicklichkeit als Ruderer eiferſüchtig war — und es gab deren in unſerm Dorfe mehrere — und dieſer Knabe oder dieſe Knaben würden geſehen haben, daß ich die Richtung nach der Inſel genommen; ſie hätten mit Leichtigkeit auch die Gründe errathen, die mich zum Umkehren bewogen hätten, und würden dann nicht verfehlt haben, mich der Feigheit zu beſchuldigen.

Theils von dieſem Gedanken beſtimmt, und theils, weil ich immer noch die Inſel zu beſuchen wünſchte, faßte ich friſchen Muth und ruderte weiter.

Als ich mich der Felſenbank auf ungefähr eine Meile genähert hatte, ließ ich meine Ruder einige Augenblicke ruhen und ſchaute hinter mich, denn in dieſer Richtung lag das Ziel, welches ich zu erreichen wünſchte.

Ich ſah auf einen Blick, daß die kleine Inſel vollſtändig aus dem Waſſer hervorragte — als ob der Waſſerſtand jetzt am niedrigſten wäre — die ſchwarzen Steine aber waren wegen der Vögel, die darauf ſtanden oder ſaßen, nicht ſichtbar. Es ſah aus, als wenn eine Heerde Schwäne oder weiße Gänſe auf dem Felſen ruheten, ich wußte aber, daß es blos große Möven waren, denn viele von derſelben Gattung kreiſ'ten in der Luft umher, während einige ſich niederließen und andere aufſtiegen, um einen friſchen Flug zu machen.

Selbſt in der Entfernung von einer halben Meile konnte ich ihr Gekreiſch ganz deutlich hören und hatte es noch viel weiter bereits gehört — ſo ruhig war die Atmoſphäre.

Es lag mir jetzt um ſo mehr daran, vorwärts zu kommen, weil ich die Vögel bemerkte; denn ich wünſchte ſehr, mich ihnen möglichſt zu nähern und

ſie recht genau in Augenſchein zu nehmen. Ich nahm mir vor, noch einmal Halt zu machen, ehe ich zu nahe hinkäme, um die Bewegungen dieſer ſchönen Geſchöpfe zu beobachten; denn viele waren auf dem Felſen hin und her in Bewegung und ich konnte nicht errathen, was ſie vorhatten.

In der Hoffnung, daß ſie mich nahe genug kommen laſſen würden, um ſie genau zu beobachten, ruderte ich leiſe und geräuſchlos und tauchte die Spitzen meiner Ruder ſo behutſam ein wie eine Katze die Pfoten ſetzt.

Als ich mich bis auf etwa zweihundert Ellen genähert hatte, hob ich wieder die Ruder über das Waſſer und drehete den Kopf herum, um nach den Vögeln zu ſehen. Ich bemerkte, daß ich ſie nicht erſchreckt hatte. Obſchon Möven ziemlich ſcheue Vögel ſind, ſo kennen ſie doch die Tragweite einer gewöhnlichen Vogelflinte ziemlich genau und nehmen ſich ſelten die Mühe, ſich von dem Platze, auf welchem ſie ſitzen, eher zu rühren als bis man ſich ihnen auf Schußweite genähert hat.

Ich hatte keine Flinte und deßhalb hatten die Vögel Nichts zu fürchten — ja, ſie hätten nicht viel zu fürchten gehabt, wenn ich auch eine bei mir gehabt hätte, denn ich hätte keinen Gebrauch davon zu machen verſtanden.

Höchst wahrscheinlich aber würden sie, wenn sie eine Flinte gesehen hätten, mich nicht so weit haben herankommen lassen, denn die weißen Möven haben in dieser Beziehung sehr viel Aehnlichkeit mit den schwarzen Krähen und wissen eine Flinte von einer Hacke schon aus ziemlich weiter Entfernung zu unterscheiden und kennen das Blitzen eines „Schießeisens" sehr wohl.

Ich beobachtete die Vögel eine lange Weile mit großem Interesse und würde mich für die Mühe, die ich mir gegeben, bis hierher zu kommen, reichlich belohnt erachtet haben, selbst wenn ich jetzt um- und wieder zurückgekehrt wäre.

Die Vögel, welche auf den Steinen beisammen saßen, waren lauter Möven, aber es waren zwei Gattungen, sehr verschieden an Größe, und auch an Farbe einander nicht ähnlich.

Die eine Gattung hatte schwarze Köpfe und graugesprenkelte Flügel, während die andere und größere Art von beinahe ganz reiner weißer Farbe war.

Nichts ging über das saubere Aussehen beider. Sie sahen aus, als ob niemals ein Schmutzflecken ihr schneeweißes Gefieder berührt hätte, und ihre

ſchönen rothen Beine ſchimmerten wie die ſchönſten Korallen.

Ich erſpähete, daß die, welche auf den Steinen ſaßen, auf verſchiedene Weiſe beſchäftigt waren. Einige liefen augenſcheinlich umher, um Futter zu ſuchen, und dieſes beſtand aus der kleinen von der weichenden Fluth zurückgelaſſenen Fiſchbrut ſo wie aus kleinen Krebſen, Muſcheln und andern merkwürdigen Seethieren.

Sehr viele der Vögel ſaßen blos da und putzten ihr weißes Gefieder, auf welches ſie nicht wenig ſtolz zu ſein ſchienen.

Obſchon ſie aber alle zufrieden und glücklich ausſahen, ſo waren ſie doch eben ſo wie andere lebende Geſchöpfe, nicht frei von Sorgen und andern ſchlimmen Leidenſchaften. Dies ward durch die Thatſache bewieſen, daß mehr als ein furchtbarer Zwiſt ſich unter ihnen erhob, während ich zuſah — aus welchem Grunde, konnte ich jedoch nicht errathen, wenn es nicht vielleicht der war, daß die Männchen ſich aus Eiferſucht mit einander herumbalgten.

Ein herrlicher Anblick war es, die fliegenden Möven mit dem Fiſchfange beſchäftigt zu ſehen — wie ſie aus einer Höhe von mehr als hundert Ellen herabſchoſſen, mit faſt geräuſchloſem Sturze unter den

blauen Wogen verschwanden und nach wenigen Augenblicken, ihre funkelnde Beute im Schnabel haltend, wieder emportauchten.

Von allen Bewegungen der Vögel, mögen sie nun laufen oder fliegen, ist, glaube, ich keine so interessant anzusehen, als das Thun und Treiben der fischenden Möve, während sie ihre Beute verfolgt. Selbst der Geier ist in seinem Fluge nicht graziöser. Das plötzliche Schwenken — die augenblickliche Pause, um den Standpunkt der Beute genauer zu fixiren — das pfeilähnliche Herabschießen — das Eintauchen — der emporspritzende Schaum und dann die durch das gänzliche Verschwinden des geflügelten Donnerkeiles entstandene Lücke, bis der weiße Gegenstand wieder oberhalb der blauen Fläche zum Vorschein kommt — alles Dies gewährt einen unvergleichlichen Anblick, und der menschliche Scharfsinn wäre selbst mit Hilfe von Luft, Wasser und Feuer nicht im Stande, ein so wirkungsvolles Schauspiel hervorzubringen.

Ziemlich lange saß ich in meinem kleinen Boote und beobachtete die Bewegung der Möven. Dann drehete ich mich, zufrieden damit, daß ich den Ausflug nicht vergebens gemacht, wieder herum, um meinen ursprünglichen Plan in Ausführung zu bringen, nämlich auf dem Riff zu landen.

Die schönen Vögel blieben auf ihren Plätzen, bis ich beinahe an den Rand der Felseninsel gelangt war. Sie schienen zu wissen, daß ich nichts Böses gegen sie im Schilde führte, und zeigten kein Mißtrauen gegen mich. Auf alle Fälle fürchteten sie keine Flinte; denn als sie endlich aufstiegen, flogen sie mir so unmittelbar über den Kopf hinweg, daß ich sie beinahe mit einem meiner Ruder hätte niederschlagen können.

Einer davon, der mir größer vorkam als irgend ein anderer von dem ganzen Schwarme, hatte während der ganzen Zeit auf einem sehr hohen, hervorragenden Platze gesessen, nämlich auf der Spitze der Signalstange. Vielleicht ließ ihn blos die Position, in der er sich befand, größer erscheinen, aber ich bemerkte, daß er, ehe noch einer der andern fortflog, mit einem Gekreisch in die Höhe schoß, als ob dies für die übrigen ein Befehl wäre, seinem Beispiele zu folgen.

Höchstwahrscheinlich war er entweder die Schildwache oder der Anführer des Schwarms, und dieser kleine Beweis von Taktik war kein anderer, als ich ihn oft von einem Schwarm Krähen hatte ausüben sehen, wenn sie auf einem Plünderungszuge in einem Bohnen- oder Kartoffelfelde begriffen waren. Die

Entfernung der Vögel schien eine verdunkelnde Wirkung auf meine Stimmung hervorzubringen. Sogar das Meer schien schwärzer auszusehen, nachdem sie fort waren, aber das war ganz natürlich, denn anstatt ihres weißen Gefieders, welches sich meinen Blicken dargeboten, schauete ich jetzt auf das öde Riff, welches mit einem Steingeröll bedeckt war, das so schwarz aussah wie mit Theer überstrichen.

Dies war jedoch nur ein Theil dessen, was die Veränderung in meinen Gefühlen hervorgebracht hatte.

Es war auch noch eine andere Ursache vorhanden.

Ein leichter Wind hatte sich erhoben, während plötzlich eine Wolke die Sonne verhüllte, und die bis jetzt glatte, spiegelnde Wasserfläche hatte mit einem Male durch das Kräuseln der kleinen Wellen eine grauschwarze Farbe angenommen.

Das Riff bot einen unheimlichen, abschreckenden Anblick dar; um es jedoch — da ich einmal zu diesem Zwecke so weit hergekommen war — genau zu erforschen, ruderte ich weiter, bis der Kiel des Dingy an die Felsen stieß.

Eine kleine Bucht bot sich meinen Augen dar, und nachdem ich mein Boot hineingelenkt, stieg ich

aus und richtete meine Schritte sofort nach der Stange — dem Gegenstande, den ich schon seit so vielen Jahren aus der Ferne betrachtet und mit welchem ich so oft schon nähere Bekanntschaft zu machen gewünscht.

Siebentes Kapitel.

Das Suchen nach einem Seeigel.

Es dauerte nicht lange, so berührte ich mit meinen Händen das interessante Stück Holz und fühlte mich in diesem Augenblicke so stolz, als ob es der Nordpol selbst und ich der Entdecker desselben gewesen wäre.

Ich ward durch die Dimensionen dieser Stange nicht wenig überrascht und sah nun, wie sehr die Entfernung mich bis jetzt getäuscht hatte.

Vom Strande aus gesehen, sah sie nicht stärker aus als der Stiel einer Spitzhacke oder einer Heugabel, und der Knauf oben darauf ungefähr so groß wie eine tüchtige Rübe.

Jetzt aber fand ich zu meinem Erstaunen, daß die Stange so stark wie mein Schenkel, ja eher noch stärker, und der Knauf weit umfangreicher als mein ganzer Körper war. Der Knauf bestand nämlich in Nichts mehr und Nichts weniger als in einem Fasse oder einer Tonne, die ihre neun Gallonen hielt. Dieses Faß stand aufrecht auf der Stange, auf die es durch ein im Boden angebrachtes Loch fest aufgekeilt war, so daß es der Wind nicht herunterwerfen konnte. Es war weiß angestrichen, obschon ich dies schon vorher wußte, denn oft hatte ich es in der Sonne schimmern sehen, während die Stange von schwarzer Farbe war. Vielleicht war diese früher auch weiß gewesen, aber Wind und Wasser hatten die Farbe abgespült, denn bei stürmischem Wetter peitschten die Wogen oft bis an den Knauf hinauf.

In der Höhe der Stange hatte ich mich eben so geirrt wie in ihrer Stärke. Vom Lande aus erschien sie nicht größer als ein gewöhnlicher Mann; als ich aber jetzt in unmittelbarer Nähe daran hinaufblickte, ragte sie über mich empor wie der Mast einer Schaluppe. Sie konnte nicht weniger als zwölf Fuß hoch sein — ja zwölf Fuß war das Mindeste, was sich annehmen ließ.

Eben so überrascht ward ich durch den Umfang des Terrains, das ich oberhalb des Wasserstandes

ſah. Ich hatte lange geglaubt, meine kleine Inſel habe ungefähr eine Quadratruthe Flächeninhalt, jetzt aber ſah ich, daß ſie über hundertmal ſo groß war und ziemlich einen Acker Flächeninhalt hatte.

Der größte Theil der Oberfläche war mit loſen Felſenſtücken oder Geröll, von der Größe kleiner Kieſel bis zu Stücken ſo groß wie der Körper eines Mannes, bedeckt, und es gab auch noch größere Felſen; dieſe aber waren, wie ich bemerkte, nicht loſe, ſondern halb in den Boden begraben und ſo feſt, wie Felſen nur ſein konnten.

Sie waren blos die hervorragenden Gipfel großer Maſſen, welche die Stärke des Riffs bildeten.

Alle aber — große ſowohl als kleine — waren mit einer ſchwarzen ſchleimigen Maſſe und hier und da mit großen Flächen Seegras von verſchiedenen Arten überzogen, unter welchen ich einige Gattungen erkannte, die gewöhnlich an unſere Bucht getrieben wurden. Mit dieſen hatte ich ſchon ſehr genaue Bekanntſchaft gemacht und manches ſaure Tagewerk damit verbracht, daß ich ſie auf die Felder meines Onkels ausbreiten half, wo ſie als Kartoffeldünger verwendet wurden.

Nachdem ich mich an dem Beſchauen der hohen Signalſtange geſättigt und mit den Augen die Dimenſionen der oben darauf ſteckenden Tonne gemeſſen,

wendete ich mich davon ab und begann auf dem Riff umherzuwandern.

Ich that dies, um zu ſehen, ob ich irgend eine merkwürdige Muſchel oder einen andern Gegenſtand fände, welcher verdiente, daß ich ihn mitnähme — Etwas, was ich zum Andenken an dieſe große und bis jetzt ſo angenehme Excurſion aufheben könnte.

Dieſes Herumwandern war aber nicht ſo leicht und weit ſchwieriger als ich geglaubt hatte. Ich habe ſchon geſagt, daß die Steine mit einer ſchleimigen Subſtanz überzogen waren, und dies machte ſie ſehr ſchlüpfrig. Sie hätten, ſelbſt wenn ſie mit Seife eingerieben geweſen wären, für den Tritt nicht glatter ſein können, und ehe ich noch ſehr weit gekommen war, that ich einen häßlichen Fall und hatte mich mehrmals empfindlich gequetſcht.

Ich war unſchlüſſig, ob ich in dieſer Richtung, nämlich nach der entgegengeſetzten Seite von der, wo ich das Boot gelaſſen — weiter gehen ſollte, aber von dem Haupttheile des Riffs ragte eine Art Halbinſel in das Waſſer hinaus und am Ende derſelben ſah ich Etwas, was ich für eine Menge ſeltener Muſcheln hielt, und ich wünſchte ſehr, mich in den Beſitz einiger derſelben zu ſetzen.

In dieſer Abſicht ſetzte ich daher meinen Weg weiter fort. Ich hatte ſchon mehrere Gattungen

Muſcheln auf dem Sande zwiſchen den Steinen bemerkt — einige mit Muſchelthieren darin — andere offen und gebleicht. Keine von dieſen Gattungen war mir neu, denn ich hatte ſie alle ſchon vorher geſehen — ſogar auf dem Kartoffelfelde, wo ſie unter dem Seegras häufig mit vorkamen. Auſtern ſah ich nicht und bedauerte dies ſehr, denn ich war hungrig geworden und hätte wohl ein paar Dutzend eſſen können, aber hier war kein Platz für Auſtern. Eine Menge kleiner Krabben und Hummern war da, aber dieſe zu eſſen hatte ich keine Luſt, wenn ich ſie nicht kochen konnte, und dies war natürlich unter den obwaltenden Umſtänden nicht möglich.

Auf meinem Wege nach der Vorderſeite der Inſel ſah ich mich nach Seeigeln um, ſtieß aber auf keinen. Oft hatte ich gewünſcht, ein gutes Exemplar dieſer merkwürdigen Muſchel zu finden, aber ohne Erfolg. Dann und wann wurden einige auf dem Strande in der Nähe unſeres Dorfes angeſchwemmt, aber dieſe blieben in der Regel nicht lange liegen. Da ſie ein hübſcher Zierrath für den Kaminſims und an unſerer Küſte ziemlich ſelten waren, ſo war es ganz natürlich, daß ſie höher geſchätzt wurden als andere Muſchelthiere.

Das Riff war abgelegen, ward von den Bootsleuten nur ſelten beſucht, und ich hoffte daher, hier

einige zu finden, weßhalb ich mir vornahm, genau darnach zu suchen.

In dieser Absicht schlenderte ich langsam entlang und untersuchte jede Felsenspalte und jedes Wasserloch, das sich innerhalb des Gesichtskreises meines Weges befand.

Ich hoffte sehr, daß ich irgend eine Rarität auf der Insel finden würde. Die funkelnden Gegenstände, welche mich zuerst bewogen, meine Schritte nach dieser Richtung zu lenken, schienen, als ich näher kam, noch heller zu funkeln, dennoch aber beeilte ich mich nicht sonderlich.

Ich hatte keine Furcht, daß die Muscheln in's Wasser laufen würden. Es waren dies Häuser, deren Bewohner sie schon längst verlassen hatten, und ich wußte, daß sie liegen bleiben würden, bis ich hinkäme. Deßhalb ging ich ganz gemächlich weiter und suchte fortwährend.

Ich fand jedoch Nichts, was mir gefallen hätte, bis ich endlich die Halbinsel erreichte, wo mir in der That ein schöner Gegenstand in die Augen fiel. Er war von dunkelrother Farbe, rund wie eine Orange, aber weit größer. Doch ich brauche nicht zu beschreiben, was ich sah, denn Jeder, der an einem Meeresstrande gelebt hat, wird die Muschel des Seeigels gesehen und bewundert haben.

Es dauerte nicht lange, ſo hielt ich ſie in meiner Hand und bewunderte die ſchönen Umriſſe und die merkwürdigen Stacheln, womit die äußere Fläche bedeckt war. Es war eine der ſchönſten, die ich je geſehen, und ich wünſchte mir Glück zu dem allerliebſten Andenken, das ich von dieſem Ausfluge mit nach Hauſe bringen würde.

Einige Minuten betrachtete ich die Seeigelmuſchel von allen Seiten und lugte in das Innere — in die glatte weiße Kammer, welche der Bewohner derſelben ſchon längſt geräumt. Ja, es vergingen einige Minuten, ehe ich dieſes Beſchauens überdrüſſig ward; endlich aber beſann ich mich auf die andern Muſcheln, die ich ebenfalls bemerkt, und ſchritt weiter, um dieſe ebenfalls zu ſammeln.

Auch ſie waren Raritäten und zwar ſchöne Raritäten. Es waren drei oder vier Arten, mir alle neu, und deßhalb füllte ich mir die Taſchen damit und nahm noch ſo viel in die Hände als ich tragen konnte, und drehte mich dann herum, in der Abſicht, wieder nach meinem Boote zurückzukehren.

Barmherziger Himmel, was ſah ich? Ein Anblick bot ſich mir dar, bei dem ich Muſcheln, Seeigel und Alles fallen ließ, als ob es eben ſo viel Stücken

glühenden Eisens gewesen wären. Ich ließ sie zu meinen Füßen niederfallen und war nahe daran, darüber hinwegzustürzen, so entsetzt war ich über das, was ich sah. Und was war es? Mein Boot! mein Boot! Wo war mein Boot?

Achtes Kapitel.

Der Verluſt des Dingy.

Es war alſo das Boot, welches mir dieſe plötzliche Ueberraſchung oder vielmehr dieſen Schrecken verurſacht hatte. Was, wird man fragen, war denn mit dem Boote geſchehen? War es untergegangen? Das nicht, aber, was auf den erſten Anblick für mich faſt eben ſo ſchlimm zu ſein ſchien, — es war fortgeſchwommen!

Als ich meine Augen nach der Richtung wendete, wo ich es zu ſehen erwartete, war es nicht da! Die kleine Bucht unter den Felſen war leer.

Die Sache war indeſſen kein Geheimniß. Gleich auf den erſten Blick verſtand ich Alles, denn ich ſah das Boot von dem Riffe hinweg in das offene Meer treiben. Es war, wie geſagt, durchaus kein Ge-

heimniß. Ich hatte verſäumt, das Boot feſtzumachen, ich hatte nicht einmal das daran hängende Tau an's Land gezogen, und der Wind, der, wie ich nun bemerkte, friſcher geworden war, hatte die Seiten des Bootes gefaßt und es aus der Bucht hinaus in das offene Waſſer getrieben.

Mein erſtes Gefühl war blos Ueberraſchung, binnen wenigen Sekunden aber wich dieſe dem Schrecken. Wie ſollte ich das Boot wieder erlangen? Wie ſollte ich es zurück nach dem Riff bringen? Und wenn mir dies nicht gelang, wie ſollte ich dann den Strand erreichen? Drei engliſche Meilen, über eine halbe deutſche, war die kürzeſte Entfernung. So weit konnte ich nicht ſchwimmen, ſelbſt wenn es gegolten hätte, mein Leben zu retten, und ich hatte keine Hoffnung, daß mir irgend Jemand zu Hilfe kommen würde.

Es war nicht wahrſcheinlich, daß mich Jemand am Ufer ſehen oder von meiner Situation Kenntniß erlangen konnte. Selbſt das kleine Boot ward ſchwerlich geſehen, denn ich wußte nun, wie viel kleiner in dieſer großen Entfernung das Geringſte erſchien. Die Signalſtange ſowohl als auch das Riff ſelbſt hatte mich dieſe Thatſache gelehrt. Felſen, die vom Strande aus geſehen nur etwa einen Fuß über die Oberfläche emporzuragen ſchienen, waren in

Wirklichkeit über zwei Ellen hoch. Deßhalb war das Boot ſchwerlich ſichtbar und weder ich noch meine gefährliche Situation ward von irgend Jemandem am Strande bemerkt, ausgenommen, wenn vielleicht Jemand durch ein Fernrohr herüberſah.

Aber welche Wahrſcheinlichkeit war wohl dafür vorhanden? Gar keine, oder doch die geringſte von der Welt.

Je mehr ich nachdachte, deſto höher ſtieg meine Unruhe, denn ich gewann dadurch immer mehr die Ueberzeugung, daß meine Nachläſſigkeit mich in eine gefährliche Lage verſetzt hatte.

Eine Weile lang befand ſich mein Gemüth in einem Zuſtande von Verwirrung und ich wußte nicht, welchen Weg ich einſchlagen ſollte. Es blieb mir überhaupt keine große Wahl übrig, ja ich ſah gar keine weitere Alternative als auf dem Riffe zu bleiben.

Dennoch bot ſich mir nach weiterem Nachdenken doch Etwas dar, was ich verſuchen konnte, nämlich dem Boote nachzuſchwimmen und zu ſehen, ob ich mich deſſelben wieder bemächtigen könnte. Es war noch nicht ſo weit hinweggetrieben, daß ich es nicht durch Schwimmen hätte erreichen können. Bis jetzt hatte es ſich ungefähr hundert Ellen von dem Rande der Inſel entfernt.

Dieſe Entfernung aber ward mit jedem Augenblicke größer und es war klar, daß, wenn ich dieſen Verſuch machen wollte, keine Zeit, kein Augenblick zu verlieren war.

Was konnte ich auch ſonſt weiter thun? Wenn es mir nicht gelang, das Boot zu erreichen, ſo konnte ich mich auf ein ſchlimmes, vielleicht gefährliches Abenteuer gefaßt machen, und dieſer Glaube beſtärkte mich in meinem Vorhaben.

So ſchnell ich konnte, entledigte ich mich meiner Kleider und warf ſie auf die Felſen. Meine Schuhe und Strümpfe folgten, ſogar mein Hemd ward abgeworfen, damit es mir nicht hinderlich wäre, und gerade ſo, als ob ich mich baden und ſchwimmen wollte, ſtürzte ich mich in's Waſſer.

Ich brauchte nicht erſt zu waten. Das Waſſer war gleich vom Rande des Riffes an tiefer als ich lang war, und ich mußte daher ſofort zu ſchwimmen anfangen.

Natürlich nahm ich die Richtung direkt nach dem Boote und hielt dieſelbe ein, ohne mich nach der einen oder der anderen Seite zu wenden.

Ich ſchwamm, ſo ſchnell ich konnte, aber es dauerte ziemlich lange, ehe ich bemerken konnte, daß ich dem Boote einigermaßen näher kam. Zuweilen glaubte ich, ich käme ihm gar nicht näher, und als

ich bedachte, daß es sich vielleicht eben so schnell bewegte als ich, erfüllte dieser Gedanke mich mit Unruhe und Angst.

Gelang es mir nicht, es einzuholen, so war dann alle Hoffnung verloren. Ich mußte umkehren und nach dem Riffe zurückschwimmen oder untersinken, denn, wie ich schon gesagt, ich hätte eben so wenig den Strand durch Schwimmen erreichen können als es mir möglich gewesen wäre, über das atlantische Meer zu schwimmen. Obschon ich jetzt ein sehr guter Schwimmer war und im Nothfalle eine Meile weit hätte kommen können, so lagen doch drei außerhalb meiner Macht, und ich hätte, selbst um mein Leben zu retten, eine solche Entfernung nicht zurückzulegen vermocht.

Ueberdies trieb das Boot auch nicht in der Richtung der Küste, sondern die Bucht hinauf, wo wenigstens zehn Meilen Wasser vor mir lagen.

Ich begann allmählig den Muth zu verlieren und dachte schon daran, nach dem Riffe umzukehren, ehe ich zu erschöpft wäre, um es wieder zu erreichen, als ich plötzlich bemerkte, daß das Boot sich ein wenig drehte und dann in schräger Richtung zu der bisherigen weiter trieb.

Der Grund hiervon war ein plötzlicher Windstoß, der von einer anderen Richtung herkam. Das

Boot ward mir dadurch näher gebracht und ich beſchloß noch eine Anſtrengung zu machen, um es zu erreichen.

Dies gelang mir endlich auch, und ehe noch viele Minuten vergingen, hatte ich die Freude, meine Hände auf den Rand des Bootes zu legen, was mich in den Stand ſetzte, nach einem langen Schwimmen ein wenig auszuruhen.

Sobald ich wieder zu Athem gekommen war, verſuchte ich, über die Seite des Bootes in daſſelbe hineinzuklettern; zu meinem Verdruſſe aber ſank das kleine Fahrzeug unter meiner Laſt und ſchlug um wie ein Waſchfaß, ſo daß ich durch dieſes plötzliche Umſchlagen unter das Waſſer hinunter gedrückt ward.

Ich kam natürlich ſehr bald wieder auf die Oberfläche, ergriff das Boot abermals und kletterte daran hinauf, um mich rittlings auf den Kiel zu ſetzen, aber auch dies gelang mir nicht, denn ich verlor das Gleichgewicht und drückte das Boot ſo ſehr auf die eine Seite, daß es wieder mit der Mündung nach oben ſchlug.

Dies hätte mir eigentlich gerade erwünſcht ſein ſollen, aber zu meinem Schrecken ſah ich, daß es beinahe ganz voll Waſſer war, welches es beim Umſchlagen geſchöpft hatte.

Das Gewicht des Waſſers gab ihm Halt, ſo daß ich mich ohne weitere Schwierigkeit über den Bord hineinſchwingen konnte; aber noch war ich keine Secunde darin, als ich bemerkte, daß das Boot ſank.

Das zu dem des Waſſers hinzukommende Gewicht meines Körpers war die Urſache davon, und ich ſah ſofort, daß, wenn ich nicht wieder hinausſprang, das Boot ſehr bald untergehen würde.

Hätte ich meine Geiſtesgegenwart bewahrt und wäre wieder hinausgeſprungen, ſo hätte das Boot ſich vielleicht flott erhalten. In Folge meiner Angſt aber und der Sinnverwirrung, in die ich durch mehrmaliges Untertauchen verſetzt worden, war meine Geiſtesgegenwart dahin, und ich blieb bis an die Kniee im Waſſer im Boote ſtehen.

Ich gedachte das Waſſer auszuſchöpfen, fand aber kein Gefäß dazu. Die Blechpfanne war verſchwunden, eben ſo wie die Ruder. Die erſtere war ohne Zweifel untergeſunken, als das Boot umſchlug, und die Ruder ſchwammen bereits in ziemlicher Entfernung auf dem Waſſer dahin.

In meiner Verzweiflung begann ich das Waſſer mit den Händen auszuſchöpfen, hatte aber kaum ein halbes Dutzend Mal die zu dieſem Zwecke erforder-

lichen Bewegungen gemacht, als ich fühlte, daß das Boot sank.

Einen Augenblick später war es verschwunden. Es sank direkt unter mir und zwang mich, hinauszuspringen, um nicht von dem Strudel, den es machte, mit in die Tiefe hinabgezogen zu werden.

Ich warf einen einzigen Blick auf die Stelle, wo es entschwunden war. Ich sah, daß es auf immer dahin war, und schwomm von dem Platze hinweg in der Richtung des Riffes.

Neuntes Kapitel.

Die Signalstange.

Es gelang mir, das Riff zu erreichen, obschon nicht ohne große Anstrengung. Während ich mit den Wogen kämpfte, fühlte ich, daß eine Strömung mir entgegenkam, — die Fluth, und diese war es eben so wie der Wind, welche das Boot hinweggetrieben hatte.

Doch ich gelangte zurück auf das Riff, obschon nur mit genauer Noth. Der Schlag, welcher mich an den Rand der Felsen brachte, wäre mein letzter gewesen, wenn keine Felsen dagewesen wären, denn es war der letzte, den ich thun konnte, so erschöpft war ich.

Zum Glück waren meine Kräfte der Anstrengung gewachsen gewesen, aber nun waren sie dahin und ich blieb einige Minuten am Rande des Riffes an

der Stelle liegen, wo ich aus dem Waſſer gekrochen, und wartete, bis ich wieder zu Athem kommen würde. In dieſer unthätigen Stellung verharrte ich jedoch nicht länger als nothwendig war. Meine Situation war nicht von der Art, daß ich mit der Zeit hätte ſpielen können, und da ich dies wußte, ſo raffte ich mich wieder auf, um zu ſehen, ob ſich Etwas thun ließe.

Seltſamer Weiſe warf ich meine Augen nach der Richtung, von welcher ich ſo eben vom Boote her gekommen war. Es war eigentlich ein rein mechaniſcher Blitz und ich weiß kaum, warum ich gerade nach dieſer Richtung ſchaute. Vielleicht hegte ich eine ſchwache Hoffnung, daß das geſunkene Fahrzeug wieder auf die Oberfläche gekommen ſei.

Dieſer Hoffnung war mir jedoch nicht vergönnt nachzuhängen, denn es war kein Boot oder ſonſt etwas dem Aehnliches zu ſehen. In weiter Ferne ſah ich die Ruder ſchwimmen, aber blos die Ruder, und da mir dieſe allein Nichts nützen konnten, ſo wäre es mir gleich geweſen, wenn ſie dem Boote in die Tiefe nachgefolgt wären.

Hierauf wendete ich meine Augen nach dem Strande, aber es war in dieſer Richtung Nichts zu ſehen als das niedrige Land, auf welchem das Dorf ſtand. Leute am Strande konnte ich nicht ſehen, ja

ich konnte kaum die Häuser unterscheiden, denn, wie um die Gefahren, von welchen ich umgeben war, noch zu erhöhen, hatte der Himmel sich umwölkt und mit den Wolken zugleich hatte sich ein frischer Wind erhoben.

Dieser Wind trieb das Wasser in Wellen von beträchtlicher Höhe empor und diese versperrten mir die Aussicht nach der Bucht. Selbst bei hellem Wetter würde schon die Entfernung an und für sich mich gehindert haben, menschliche Gestalten an der Küste zu unterscheiden, denn von dem Riffe bis nach dem nächsten Ende des Dorfes waren über drei gute Meilen.

Natürlich hätte es Nichts nützen können, wenn ich nach Hilfe hätte schreien wollen. Selbst an den ruhigsten Tagen würde man mich nicht gehört haben, und dies vollkommen begreifend, verhielt ich mich ruhig.

Es war Nichts in Sicht, — weder Schiff, noch Schaluppe, noch Schooner, noch Brigg, nicht einmal ein Boot an der Bucht. Es war Sonntag und alle Fahrzeuge lagen im Hafen. Aus demselben Grunde waren auch keine Fischerboote draußen, und die unserem Dorfe angehörenden Vergnügungsboote hatten alle ihre gewöhnliche Richtung, die Bucht hinunter nach einem berühmten Leuchtthurme, eingeschlagen, und

Harry Blew's Boot befand sich höchst wahrscheinlich mit dabei.

Es war kein Segel in Sicht, weder nach Norden, noch nach Osten, noch nach Süden, noch nach Westen. Die Bucht schien ganz verödet zu sein und ich fühlte mich so allein, als ob ich in einen Sarg eingeschlossen gewesen wäre.

Ich entsinne mich noch deutlich des furchtbaren Gefühls von Vereinsamung, welches sich meiner bemächtigte. Ich entsinne mich, daß ich auf die Felsen niedersank und weinte.

Um meine Angst und Unruhe noch zu steigern, kehrten die Seevögel, wahrscheinlich zornig auf mich, weil ich sie von ihrem Ruheplatze hinweggescheucht, jetzt zurück, schwebten in einem zahlreichen Schwarme über meinem Kopfe und kreischten mir in die Ohren, als wenn sie mich taub machen wollten.

Zuweilen schoß einer oder der andere so nahe an mir vorbei, daß ich ihn fast mit den Händen erreichen konnte, und kehrte im nächsten Augenblicke unter fortwährendem entsetzlichem Gekreisch zurück. Ich begann zu fürchten, daß diese wilden Vögel einen förmlichen Angriff auf mich machen würden, obschon ich glaube, daß sie zu diesen Demonstrationen blos durch einen gewissen Instinkt der Neugier bewogen wurden.

Nachdem ich jeden Punkt, der ſich meinen Gedanken darbot, erwogen, kam ich auf keinen anderen Ausweg als mich ruhig niederzuſetzen oder auch ſtehen zu bleiben, wenn mir dies beſſer gefiele, und zu warten, bis Beiſtand in irgend einer Geſtalt käme.

Es blieb mir Nichts weiter übrig. Ich konnte durch mich ſelbſt von der Inſel nicht hinwegkommen und mußte daher nothwendiger Weiſe warten, bis mich Jemand holte.

Aber wann geſchah das wohl? Nur der reinſte Zufall konnte die Veranlaſſung ſein, daß Jemand am Strande die Augen nach dem Riff wendete, und ſelbſt wenn dies geſchah, ſo bemerkte Niemand meine Anweſenheit auf demſelben ohne Hilfe eines Fernrohres.

Zwei oder drei der Bootsleute hatten allerdings Fernröhre, das wußte ich, Harry Blew hatte auch eins; aber dieſe Leute machten von dieſen Inſtrumenten nicht alle Tage Gebrauch und es ſtand zehn gegen eins zu wetten, daß ſie dieſelben nicht nach dem Riff richteten.

Wonach ſollten ſie auch in dieſer Richtung ſchauen? Boote kamen oder gingen niemals dieſen Weg, und Schiffe, welche in die Bucht ein- oder aus derſelben ausliefen, hielten ſich ſtets von der Felſenbank möglichſt weit entfernt.

Meine Hoffnung, von dem Ufer aus entweder mit nacktem Auge oder durch ein Fernrohr gesehen zu werden, stand daher auf sehr schwachen Füßen. Auf noch schwächeren aber stand die, daß ein Boot oder ein anderes Fahrzeug nahe genug vorbeikommen würde, um von mir angerufen werden zu können.

Mit sehr trostlosen Empfindungen setzte ich mich daher auf den Felsen nieder, um den Ausgang abzuwarten.

Daß ich hier bleiben müßte, bis ich verhungerte, dies fürchtete ich nicht, so schlecht erschien mir die Aussicht nicht, und dennoch hätte dies der Fall sein können, wenn nicht ein Umstand gewesen wäre, von dem ich mit Gewißheit hoffte, daß er es verhindern würde.

Dieser Umstand war der, daß Harry Blew jedenfalls das kleine Boot vermißte und mich aufsuchte.

Allerdings vermißte er es vielleicht nicht vor Abend, weil er vielleicht mit seiner Bootsgesellschaft nicht eher nach Hause zurückkehrte. Mit Einbruch des Abends jedoch kam er ganz gewiß nach Hause, und wenn er das kleine Boot nicht vorfand, vermuthete er ganz natürlich, daß ich es weggeholt, denn ich war im ganzen Dorfe der Einzige, dem dieses Vorrecht vergönnt war.

Wenn Blew sonach das Boot nicht vorfand und dies auch am Abend nicht zurückkam, so ging er wahrscheinlich zu meinem Onkel, um sich zu erkundigen, und die Unruhe über mein ungewöhnliches Ausbleiben führte zu Nachforschungen nach mir, durch die man, wie ich glaubte, sicherlich sehr bald nach meinem gegenwärtigen Aufenthaltsorte geführt wurde.

Ueberhaupt machte die Gefahr, in der ich schwebte, mir weit weniger Unruhe als der Schaden, den ich angerichtet. Wie konnte ich jemals meinem Freunde Blew wieder vor die Augen treten? Wie konnte ich den Verlust seines Bootes ersetzen? Dies war eine ernste Erwägung. Ich selbst hatte kein Geld, und ließ es sich wohl erwarten, daß mein Onkel für mich bezahlte? Ich fürchtete, daß dies nicht der Fall sein würde, und dennoch mußte irgend Jemand den jungen Bootsmann für den bedeutenden Verlust entschädigen, den ich ihm zugefügt.

Aber wer sollte Dies thun? oder auf welche Weise sollte es geschehen? Wenn mein Onkel mir erlaubte, für Harry zu arbeiten, dachte ich, so könnte ich ihm seinen Schaden auf diese Weise ersetzen. Ich war gern bereit, für so und so viel wöchentlich zu arbeiten, bis das Boot bezahlt wäre, dafern er nur Etwas für mich zu thun hätte.

Ich ſtellte wirklich förmliche Berechnungen darüber an, wie ich den Verluſt erſetzen könnte, und betrachtete dies als meine Hauptſorge in dieſem Augenblicke.

Daß mein Leben in Gefahr ſei, daran hatte ich noch nicht gedacht. Allerdings machte ich mich auf eine hungrige und obendrein ſehr kalte Nacht gefaßt. Auch mußte ich erwarten, durch und durch naß zu werden, denn ich wußte, daß, wenn die Fluth zurückkehrte, dieſe die Steine des Riffs bedeckte und ich dann die ganze Nacht im Waſſer ſtehen mußte.

Aber, beiläufig bemerkt, wie hoch ſtieg dann wohl das Waſſer? Reichte es mir bis an die Kniee?

Ich ſah mich um und ſuchte ein Mittel zu entdecken, nach welchem ich beurtheilen könnte, wie hoch das Waſſer zu ſteigen pflegte. Daß der Felſen ganz davon bedeckt werden würde, wußte ich, denn ich hatte dies oft geſehen, aber dabei hatte ich fortwährend eben ſo wie die am Strande wohnenden Leute geglaubt, daß das Waſſer nur wenige Zoll über das Riff anſtiege.

Anfangs konnte ich Nichts bemerken, was mir einen Maßſtab in Bezug auf die Waſſerhöhe an die Hand geben konnte. Endlich jedoch fielen meine Augen auf die Signalſtange und ſchweiften an der-

ſelben auf und ab. An dieſer war auch allerdings ein Punkt angegeben und derſelbe durch einen Ring mit weißer Farbe angedeutet, aber man denke ſich meine Ueberraſchung, mein Entſetzen, als ich bemerkte, daß dieſer Punkt wenigſtens ſechs Fuß über dem Fuße der Stange war!

Erſchrocken rannte ich auf die Stange zu, ſtellte mich dicht daneben und blickte in die Höhe. Ach, leider hatte mein Auge nur zu richtig gemeſſen. Der Punkt war hoch über meinem Kopfe und ich konnte ihn kaum mit der Spitze meiner Finger erreichen!

Ein Schauer des Entſetzens durchrieſelte mich, als ich das Ergebniß dieſer Entdeckung in's Auge faßte. Ehe mir noch Hilfe gebracht werden konnte, war die Fluth da. Dann ward ich von dieſer überwältigt, von dem Riff hinweg geſpült und fand in der ſchaudervollen Waſſerwüſte einen jämmerlichen Tod!

Zehntes Kapitel.

Das Erklettern einer glatten Stange.

Nun glaubte ich allerdings, daß mein Leben in Gefahr ſei, oder vielmehr ich betrachtete meinen Tod als beinahe gewiß. Meine Hoffnung, an dieſem Tage erlöſ't zu werden, war gleich von Anfang an ſchwach; jetzt aber ſchwächer als je. Noch lange zuvor ehe die Nacht einbrach, war die Fluth wieder da. In einigen Stunden erreichte ſie den höchſten Stand und dies war dann das Ende. Machten ſich auch einige Leute vor Abend, was aber aus den ſchon angegebenen Gründen durchaus nicht wahrſcheinlich war, auf, um mich zu ſuchen, ſo kamen ſie jedenfalls zu ſpät. Die Fluth wartete ſicherlich weder auf ſie noch auf mich.

Das Gemiſch von Entſetzen und Verzweiflung, welches ſich meiner bemächtigte, verſetzte mich auf lange Zeit in einen gewiſſen Zuſtand von Gelähmtheit. Ich konnte über Nichts nachdenken, auch achtete ich eine Zeit lang auf Nichts, was um mich herum vorging. Ich ſchauete blos auf die leere Fläche des Meeres, indem ich mich von Zeit zu Zeit von einer Seite nach der andern drehte und hülflos die Wellen betrachtete. Weder Segel noch Boot war in Sicht, Nichts, was die ſchauerliche Eintönigkeit unterbrochen hätte, als hier und da die weißen Flügel der Möven, welche gemächlich umherflatterten.

Jetzt jedoch peinigten ſie mich wenigſtens nicht mehr durch ihr Gekreiſch, obſchon dann und wann eine vereinzelte zurückkehrte und nahe an mir vorbeiflog, als ob ſie mich fragen wollte, was ich an einem ſolchen Orte machte und ob ich nicht bald fortzugehen gedächte.

Aus dieſem Zuſtande dumpfer Verzweiflung ward ich durch einen Hoffnungsſchimmer aufgerüttelt. Meine Augen waren auf die Signalſtange gefallen, deren Anblick mir ſo eben erſt ein Gefühl entgegengeſetzter Art eingeflößt, und dann kam mir plötzlich der Gedanke ein, daß ich mich mittelſt dieſer Stange retten könne.

Ich brauche kaum zu ſagen, daß meine Abſicht

dahin ging, den Gipfel der Stange zu erklettern und auf demſelben zu bleiben, bis die Fluth wieder fiele. Die eine Hälfte der Stange war, wie ich wußte, ſelbſt bei hoher Fluth über dem Waſſerſtande, und deßhalb war ich weiter oben nothwendig geſichert.

Die Frage drehte ſich ſonach nur noch um das Erklettern der Stange, dies aber ſchien mir ſehr leicht zu ſein. Ich war ein guter Baumkletterer und einer ſolchen Leiſtung ſicherlich gewachſen.

Die Entdeckung dieſes Zufluchtsortes erfüllte mich mit neuer Hoffnung. Nichts konnte leichter ſein als hinaufzugelangen. Allerdings mußte ich mich auf eine ſchlimme Nacht gefaßt machen, aber Gefahr konnte dann weiter nicht dabei ſein. Die Lebensgefahr war ſonach vorüber; ſicherlich blieb ich am Leben und konnte ſie ſpäter verlachen.

Durch dieſen Glauben neu geſtärkt, näherte ich mich abermals der Stange, in der Abſicht, ſie zu erklettern. Oben bleiben wollte ich jetzt natürlich noch nicht. Ich glaubte, dazu würde es Zeit genug ſein, wenn ich unten nicht mehr feſten Fuß faſſen könnte.

Ich wollte mich blos überzeugen, daß ich im Stande wäre, die Stange zu erklettern, wenn die Stunde der Nothwendigkeit ſchlüge.

Ich fand es ſchwieriger als ich mir gedacht hatte, beſonders die erſten ſechs Fuß, hinaufzukom-

men. Dieſer Theil der Stange war nämlich von einer ſchlammigen Subſtanz, derſelben, welche die Felſen rings umher bedeckte, überzogen, und dies machte ſie ſo ſchlüpfrig wie eine jener mit Fett geſchmierten Stangen, die ich bei öffentlichen Luſtbarkeiten in unſerm Dorfe geſehen.

Es koſtete mir mehrere mißglückte Verſuche, ehe ich über die Waſſermarke hinaufkam, dann aber war die Sache leichter und ich erreichte bald den Gipfel der Stange.

Ich ſtreckte meine Hand aus, um die Tonne zu faſſen und mich auf dieſelbe hinaufzuſchwingen. Schon wünſchte ich mir Glück, daß es mir gelungen, meinen Zweck zu erreichen, als plötzlich eine Veränderung in meinen Empfindungen eintrat und ich wieder in Verzweiflung geſtürzt ward.

Mein Arm war zu kurz, um den obern Rand der Tonne zu erreichen. Ich konnte blos kaum bis an die Hälfte des Bauches langen. Ich konnte mich nicht daran feſthalten, weder um da zu bleiben wo ich war, noch um mich noch weiter hinaufzuziehen.

Auch da, wo ich jetzt war, konnte ich mich nicht halten. Nach wenigen Secunden ließen meine Kräfte nach und ich mußte mich wieder bis an den Fuß der Stange herabgleiten laſſen.

Ich versuchte es nochmals mit nicht besserem Erfolge, und dann zum dritten Male mit demselben Resultate.

Alles war vergebens. Ich mochte meine Arme ausstrecken und mich mit den Beinen anklammern wie ich wollte, so konnte ich meinen Körper doch nicht höher hinaufhissen als bis zu dem Punkte, wo die Stange in der Tonne befestigt war, und mit der Hand blos bis an die Hälfte der runden Ausbauchung des Fasses reichen. Natürlich konnte ich mich nicht so halten, denn es war Nichts da, worauf ich mein Gewicht hätte ruhen lassen können, und ich war wieder gezwungen, auf den Boden herunter zu rutschen.

Es war sonach ein neues Gefühl von Unruhe, womit ich diese Entdeckung machte, aber ich überließ mich nicht wie vorhin der Verzweiflung. Vielleicht ward mein Scharfsinn durch die Gefahr, die sich mir mit schnellen Schritten näherte, gesteigert. Auf alle Fälle raffte ich meine Gedanken zusammen und begann zu überlegen, was wohl am Besten zu thun sei.

Wäre ich im Besitze eines Messers gewesen, so hätte ich Kerben in den obern Theil der Stange schneiden können, um die Fußspitzen dareinzusetzen; aber ich hatte kein Messer, Nichts, womit ich hätte

Kerben schneiden können, ich hätte sie denn mit den Zähnen einbeißen müssen.

Ich war in der That in einer sehr gefährlichen Verlegenheit. Plötzlich jedoch durchzuckte mich ein glänzender Gedanke. Warum konnte ich nicht von unten einen Ruheplatz aufbauen? Warum konnte ich nicht durch Aufhäufen von Steinen um die Stange herum, bis sie über den Wasserstand reichten, eine Platform errichten und mich dann darauf stellen?

Das mußte gehen. Einige Steine waren, wie ich bemerkte, schon um den Fuß der Stange herum aufgehäuft, ohne Zweifel in der Absicht, um die Stange fester stehen zu machen. Ich brauchte sonach blos noch mehr Steine herbeizuholen, sie auf einander zu bauen und mich dann darauf zu stellen.

Entzückt von diesem neuen Rettungsprojekte, versäumte ich keinen Augenblick, es in Ausführung zu bringen. Es lagen eine Menge loser Geröllsteine auf dem Riff umher und ich glaubte, daß ich in wenigen Minuten so viele auf einander häufen könnte als zu meinem Zwecke nöthig war; aber ich hatte noch nicht lange angefangen, so bemerkte ich, daß diese Arbeit mehr Zeit in Anspruch nehmen würde als ich gedacht. Die Steine waren schlüpfrig, und dies hinderte mich sehr beim Fortschaffen derselben.

Einige waren auch zu schwer, und andere, von denen ich geglaubt, sie wären lose, fand ich halb in Sand begraben und so fest, daß ich sie nicht herausziehen konnte.

Trotz diesem Hindernisse arbeitete ich mit aller Kraft und Energie, die mir zu Gebote stand, weiter. Ich wußte, daß ich mit der Zeit den Hügel so hoch machen würde als nöthig war, aber die Zeit war jetzt der Gegenstand geworden, welcher alle meine Gedanken vorzugsweise in Anspruch nahm.

Die Fluth hatte schon längst begonnen, sie stieg immer höher, langsam und stetig rückte sie näher und näher; langsam, aber sicherlich kam sie, und ich gewahrte alles Dies mit vollkommener Deutlichkeit.

Ich fiel mehrmals, während ich so hin- und herkletterte, und meine Kniee bluteten von der Berührung mit den harten Steinen.

Doch daran durfte ich mich weiter nicht kehren und eben so wenig war es Zeit, vor Beschwerden zurück zu weichen, wie schmerzlich sie auch zu ertragen sein mochten.

Ein weit größeres Uebel drohte, der Verlust des Lebens, und ich bedurfte keines Antreibens, um in meiner Arbeit mit Ausdauer fortzufahren.

Ich hatte den Steinhaufen bis zur Höhe meines Kopfes aufgethürmt, ehe die Fluth noch über das

Felſenriff heraufſtieg, aber ich wußte, daß dies nicht hoch genug ſein würde. Noch zwei Fuß fehlten, um den Steinhaufen bis in gleiche Höhe mit dem Zeichen des hohen Waſſerſtandes zu bringen, und um dies zu erreichen, arbeitete ich mit unausgeſetztem Eifer, ohne mir einen Augenblick Ruhe zu gönnen.

Die loſen Steine, welche in der Nähe lagen, waren alle verwendet, und ich mußte nun auf dem Riff weit hinausgehen, um mir noch mehr zu verſchaffen.

Dies führte zu manchem ſchmerzhaften Falle, wobei ich mir Hände und Kniee zerſchlug, abgeſehen davon, daß ich dadurch abgehalten ward, in meiner Arbeit raſch vorwärts zu kommen.

Auch noch eine andere Urſache war vorhanden, die mich aufhielt.

Als der Steinhaufen vier Fuß hoch war, hatte er mit dem Wirbel meines Kopfes gleiche Ebene, und nur mit Mühe konnte ich von nun an die Steine noch höher aufthürmen. Jeder einzelne beſchäftigte mich mehrere Minuten lang und zuweilen rollte ein beſonders ſchwerer, nachdem es mir gelungen war, ihn hinaufzuheben, wieder herunter und brachte meine Füße in Gefahr.

Endlich, nachdem ich lange, zwei Stunden oder

darüber, gearbeitet, kam mein Werk zu Ende. Nicht, als ob es fertig gewesen wäre, davon war es noch weit entfernt.

Unglücklicher Weise war es nicht beendet, sondern unterbrochen. Wodurch es unterbrochen ward, brauche ich wohl kaum erst zu sagen, denn man wird sofort errathen, daß es durch die Fluth geschah.

Ja, es war die Fluth, welche, sobald ich ordentlich begonnen hatte, die Steine zu bedecken, mit einem Male über sie alle hinweg zu rauschen schien. Sie wich nicht wieder zurück, wie ich sie oft am Strande hatte thun sehen. Dort bricht sie allmählig ein, Woge nach Woge; auf dem Riff aber, dessen Fläche beinahe überall von gleicher Höhe war, fegte das Wasser gleich auf den ersten Sturz über die ganzen Felsen hinweg und erreichte bald eine bedeutende Höhe.

Ich hielt in meinen Anstrengungen nicht eher inne, als lange nachdem die Felsen vom Wasser bedeckt waren. Ich arbeitete, bis ich bis an die Kniee im Wasser stand, und bückte mich auf den Boden nieder, so daß ich fast mit dem Kopfe untertauchte, um große Steine loszumachen und nach dem Haufen zu tragen.

Ich arbeitete, während mir der Wasserschaum

in die Augen flog, und zuweilen ganze Wogen über mich hinwegschlugen und mich zu ersäufen droheten.

Ich arbeitete, bis das Wasser so tief und die Strömung so stark ward, daß ich mich auf dem Boden des Riff's nicht länger halten konnte.

Dann brachte ich halb watend halb schwimmend meinen letzten Stein zu dem Haufen und hißte ihn hinauf. Dann kletterte ich hinterher und stellte mich auf den höchsten Punkt der von mir errichteten Batterie, während ich mit meinem rechten Arme die Signalstange fest umklammert hielt.

In dieser Stellung und mit zitterndem Herzen erwartete ich das weitere Steigen der Fluth.

Eilftes Kapitel.

Die Fluth.

Wenn ich ſagen wollte, daß ich das Reſultat mit Vertrauen erwartet hätte, ſo wäre dies nicht ganz richtig. Ja, es war vielmehr das Gegentheil der Fall. Furcht und Zittern waren weit mehr als Vertrauen die charakteriſtiſchen Empfindungen meines Gemüthes in dieſer Stunde. Hätte ich mehr Zeit zur Erbauung meiner Schanze gehabt, ſo viel Zeit, daß ich ſie hoch genug hätte machen können, um die Wellen zu überragen, und feſt genug, um ihnen Widerſtand zu leiſten, ſo würde ich weniger Beſorgniſſe gehegt haben.

Daß die Signalſtange weichen würde, fürchtete ich nicht. Sie war hinreichend erprobt, denn ſie

ſtand, ſo weit ich zurückdenken konnte, ſchon hier und trotzte dem Sturme. Mein Steinhaufen war es, um welchen mir bange war, ſowohl in Bezug auf ſeine Höhe als in Bezug auf ſeine Dauerhaftigkeit.

Was die erſtere betraf, ſo war es mir gelungen, ſie bis auf fünf Fuß zu bringen, ſo daß bis zum hohen Waſſerſtande nur noch ein Fuß fehlte. Sonach mußte ich mich darauf gefaßt machen, einen Fuß tief im Waſſer zu ſtehen, aber dies betrachtete ich weiter nicht als eine große Beſchwerde und machte mir darüber keinerlei Sorge.

Was mich beunruhigte, war vielmehr ein ganz anderer Gedanke.

Es war der Zweifel, den ich an der Richtigkeit dieſes Waſſerzeichens hegte.

Ich wußte, daß die weiße Linie die Höhe der vollen Fluth unter gewöhnlichen Umſtänden anzeigte und daß, wenn die See ruhig war, die Oberfläche derſelben mit dem Waſſerzeichen übereinſtimmte, aber blos wenn ſie ganz ruhig war.

In dem gegenwärtigen Augenblicke war ſie nun nicht ruhig. Es war genug Wind, um die Wellen wenigſtens einen Fuß, vielleicht zwei Fuß, in die Höhe zu treiben. Wenn dies geſchah, dann waren zwei Drittel, oder vielleicht ſogar drei Viertel meines

Körpers unter Waſſer, abgeſehen von den Spritzwellen, die ſicherlich über mich hinweg ſchlugen.

Dies war jedoch immer noch weit weniger als ich zu fürchten hatte.

Geſetzt, daß der Wind noch höher ſtieg, geſetzt, daß ein Sturm, ja, auch nur ein gewöhnlicher ſtarker Wind, kam, dann konnte mir die Erhöhung, die ich über die Fläche des Riff's ermöglicht hatte, nichts helfen, denn während Stürmen hatte ich oft bemerkt, daß die Spritzwellen viele Fuß hoch über den Gipfel der Signalſtange hinweg peitſchten.

„Ha! wenn ein Sturm ſich erheben ſollte, dann wäre ich in der That verloren!“

Dieſer Gedanke ſtieg fortwährend in mir auf.

Die Wahrſcheinlichkeit war allerdings zu meinen Gunſten. Es war der ſchöne Monat Mai und der Morgen dieſes Tages einer der ſchönſten, die ich je geſehen. In jedem andern Monate wäre ein Sturm mehr in der Regel geweſen, aber auch im Mai giebt es Stürme, und ein Wetter, welches auf dem Lande ganz freundlich und angenehm erſcheint, iſt auf der offenen See dennoch oft rauh und ſtürmiſch, und bringt manchem ſchönen Schiffe Tod und Verderben.

Ueberdies bedurfte es auch gar keines eigentlichen Orcans. Schon ein ganz gewöhnlicher ſtarker

Wind mußte hinreichend sein, mich zu überwältigen, oder mich von dem unsichern Standpunkte, auf welchem ich Posto gefaßt, hinabzuschleudern.

Auch noch eine andere Befürchtung peinigte mich, meine Schanze war viel zu locker zusammengebaut. Ich hatte nicht versucht, ein festes Bauwerk aufzuführen, denn dazu hatte ich keine Zeit. Die Steine waren über einander gewälzt worden, gerade so wie sie mir aus den Händen fielen, und als ich den Fuß darauf setzte, fühlte ich, daß sie Nichts weniger als fest waren. Wie, wenn sie nun sich als nicht fest genug erwiesen, um der Strömung der wiederkehrenden Fluth, oder dem Anpeitschen der Wellen zu widerstehen? Dann hätte ich mich umsonst gemüht, und wenn sie fielen, so mußte ich mit ihnen fallen; um niemals wieder empor zu kommen!

Kein Wunder, daß in Folge dieses Umstandes zu den vielen Zweifeln, die mich bereits marterten, sich noch ein neuer gesellte, und während ich an den Eintritt eines solchen Mißgeschickes dachte, schauete ich wieder ängstlich hinaus und ließ meine Augen in jeder Richtung über die Fläche der Bucht schweifen, aber nur um, wie bei jeder andern Gelegenheit, meine Erwartung auf's Bitterste getäuscht zu sehen.

Lange Zeit blieb ich genau in der Position, die ich zuerst angenommen, das heißt, mit dem Arme

um die Signalſtange geſchlungen und mich an dieſelbe anklammernd, als ob ſie ein theurer Freund wäre.

Und in der That, ſie war auch der einzige Freund, den ich jetzt hatte, denn ohne ſie wäre ein Verſuch, die Schanze aufzubauen, vergeblich geweſen. Selbſt wenn ich ſie zu derſelben Höhe hätte bringen können, iſt es doch weder wahrſcheinlich, daß ſie dem Waſſer Widerſtand geleiſtet haben würde, noch daß ich mich darauf hätte halten können. Ohne die Stange wäre es meinem Körper unmöglich geweſen, auf dem Steinhaufen das Gleichgewicht zu bewahren.

In dieſer Poſition verharrte ich demnach, beinahe ohne einen Muskel meines Körpers zu bewegen. Ich fürchtete ſogar, meine Füße von einem Steine auf den andern zu ſetzen, damit die Bewegung nicht etwa den Haufen erſchüttern und einſtürzen laſſen möchte, denn ich wußte, daß, wenn Letzteres einmal geſchähe, es dann nicht möglich ſein würde, ihn wieder aufzubauen. Dazu war die Zeit vorüber. Das Waſſer um den Fuß der Stange herum war jetzt höher als mein Körper lang war, und ich hätte ohne zu ſchwimmen mich keinen Schritt weit bewegen können.

Ich verbrachte den größten Theil der Zeit damit, daß ich über das Waſſer hinwegſchauete. Ob-

ſchon ich meinen Körper nicht bewegte, ſo drehete ich doch fortwährend den Hals. Bald ſchauete ich vor, bald hinter mich, dann nach beiden Seiten, und dann wiederholte ich dieſe Beobachtungen, bis ich die weite Waſſerfläche zum fünfzigſten Male überſpäht, ohne daß der Anblick eines Schiffes oder Bootes mich belohnt hätte.

Dann und wann beobachtete ich auch die zurückkehrende Fluth und die ungeheueren Wogen, als ſie über das Riff, ſich von ihrer fernen Wanderung zurückkehrend, auf mich zu wälzten.

Sie ſchienen zornig zu ſein, als ſie ſo vorüberrauſchten, wie um mich wegen meines Hierſeins zur Rede zu ſtellen und mich auszuſchelten.

Was hatte ich ſchwacher Sterblicher hier in ihrem Bereiche, an dieſem auserwählten Orte ihrer wilden Spiele zu ſchaffen?

Ich bildete mir ſogar ein, daß ſie mit mir ſprächen. Ich ward ſchwindlig, während ich ihnen zuſah, und es war mir, als müßte ich ohnmächtig werden und in ihrer ſchwarzen Fluth zerrinnen.

Ich ſah ſie höher und höher ſteigen, bis ſie über den oberſten Rand meiner Schanze fegten und meine darauf ruhenden Füße bedeckten, immer höher und noch höher, bis ich ſie an meinen Knieen lecken

fühlte. „O! wann werden sie stehen bleiben? Wann werden sie aufhören zu steigen?“

„Jetzt noch nicht, jetzt noch nicht!“ Immer höher und höher kommen sie; ich stehe bis an den Gürtel in der salzigen Fluth und der Schaum spritzt mir in's Gesicht, über die Schultern hinweg, in Mund, Augen und Ohren, mich halb erstickend, halb ersäufend.

O, barmherziger Gott!

Das Wasser hatte seine Höhe erreicht und ich war davon fast überwältigt, aber mit verzweifelter Lebenszähigkeit hielt ich aus und klammerte mich immer fester an die Signalstange. Eine lange Weile hielt ich aus, und wäre keine Veränderung eingetreten, so wäre ich vielleicht im Stande gewesen, meinen Platz zu behaupten bis an den Morgen; aber eine Veränderung stand nahe bevor, und zwar eine, die mich in größere Gefahr brachte als vorher.

Die Nacht brach herein, und als ob dies ein Signal zu meinem Untergange gewesen wäre, stieg der Wind fast bis zu einem Sturme. Die Wolken hatten schon während der ganzen Dämmerung wie mit Regen gedroht und dieser fiel jetzt in Strömen, während der Wind den Regen gleichsam mitbrachte. Ich bemerkte, daß die Wellen mit jedem Augenblicke

höher stiegen, und eine oder zwei große fegten jetzt beinahe über mich hinweg.

Ihre Kraft war so groß, daß ich kaum im Stande war, ihr zu widerstehen, und beinahe mit fortgerissen worden wäre.

Nun war ich voll Furcht. Ich sah, daß, wenn die Wogen noch größer wurden, ich ihnen nicht länger die Spitze bieten konnte, sondern unterliegen mußte. Selbst jetzt schon war es zweifelhaft, ob meine Körperkräfte aushalten würden.

Die letzte große Welle, die mich traf, hatte meinen Stand auf den Steinen ein wenig verrückt, und es war nothwendig, daß ich denselben wiedererlangte oder mich vielmehr noch besser zu stellen suchte.

Zu diesem Zwecke hob ich meinen Körper ein wenig mit den Armen in die Höhe und fühlte mit den Füßen nach dem höchsten Punkte der Batterie umher, als plötzlich eine zweite ungeheuere Woge einhergerauscht kam, mir beide Füße von den Steinen hinwegriß und sie von der Stange fortzog. Ich hielt mich mit beiden Armen fest und hing einige Augenblicke lang fast horizontal auf dem Wasser, bis die Welle vorüber war.

Dann ließ ich meine Füße wieder herabsinken und suchte wieder nach dem stützenden Steinhaufen.

Ich berührte die Steine; aber berührte sie blos. Sobald ein Pfund von meinem Gewichte auf ihnen ruhete, fühlte ich, wie die Schanze unter meinen Füßen hinwegwich, als ob sie plötzlich auseinander schmelze, und nicht mehr im Stande, mich zu halten, glitt ich an der Stange herab und sank dem zertrümmerten Steinhaufen nach in das Wasser hinein.

Zwölftes Kapitel.

Das Anklammern an die Stange.

Zum Glück für mich hatte ich schwimmen gelernt und es in dieser Kunst zu einer ziemlichen Fertigkeit gebracht. Es war auch in der That die nützlichste Fertigkeit, die ich in diesem Augenblicke besitzen konnte, und ohne dieselbe wäre ich sofort ertrunken. Auch im Tauchen war ich ziemlich erfahren, sonst würde der Sturz, den ich jetzt that, mich bedeutend aus der Fassung gebracht haben, denn ich sank bis ganz auf den Boden hinab unter die häßlichen schwarzen Steine.

Ich blieb aber hier keinen Augenblick länger als ich durchaus mußte, sondern arbeitete mich, wie eine Ente, auf die Oberfläche empor, richtete mich

dann ſo viel als möglich in die Höhe und ſah mich um.

Mein Zweck, indem ich dies that, war, die Signalſtange zu erblicken, was, da mir der Waſſerſchaum fortwährend in die Augen ſchlug, nicht ſo leicht war.

Gerade wie ein Waſſerhund, der irgend einen Gegenſtand im Waſſer ſucht, mußte ich mich zwei oder drei Mal umdrehen, ehe ich ſie ſah — denn ich war ungewiß, in welcher Richtung ich ſie ſuchen mußte, ſo vollſtändig hatte der plötzliche Sturz mich geblendet und betäubt.

Endlich erblickte ich ſie; nicht ſo nahe, daß ich ſie hätte erreichen können, ſondern viele Schritte weit — vielleicht zwanzig — entfernt. Der Wind und die Fluth hatten ſich eifrig mit mir beſchäftigt, und hätte ich ſie noch zehn Minuten lang nach Belieben mit mir ſchalten laſſen, ſo hätten ſie mich bis auf einen Punkt hinausgeführt, von welchem aus es mir nicht möglich geweſen wäre, zurückzuſchwimmen.

Sobald ich die Stange erſpähte, ſchwamm ich direkt auf ſie zu — nicht als ob ich mir klar bewußt geweſen wäre, was ich thun ſollte, wenn ich ſie erreichte; aber dennoch von einem gewiſſen Inſtincte getrieben, daß ſich Etwas zu meinen Gunſten ereignen könnte.

Ich handelte gerade so, wie die Menschen handeln, wenn sie in Gefahr sind, zu ertrinken. Ich haschte nach Strohhalmen.

Ich brauche nicht zu sagen, daß ich kalt war; man würde es mir nicht glauben und es wäre auch kein Wort Wahres daran, denn im moralischen Sinne des Wortes war ich weit entfernt, kalt zu sein, wie es nun auch in persönlicher und physischer Beziehung mit mir stehen mochte.

Im Gegentheile war ich vor Angst außer mir und hatte nur eben noch Besinnung genug, um die rechte Richtung nach der Stange einzuschlagen — obschon dieses vielleicht Instinct war.

Doch nein, es war etwas mehr als Instinct, denn ich hatte gleichzeitig ein deutliches und sehr vernünftiges Bewußtsein der unangenehmen Thatsache, daß, wenn ich auch die Stange erreichte, ich dann der Rettung doch wahrscheinlich um kein Haar näher wäre.

Was den Umstand betraf, daß ich überhaupt im Stande wäre, die Stange zu erreichen, so hatte ich deßwegen keine Furcht. Ich besaß Vertrauen genug auf meine Schwimmkunst, um in dieser Beziehung unbesorgt zu sein. Blos wenn ich an die geringe Hülfe dachte, die ich dort finden würde, stiegen bange Befürchtungen in mir auf, und dies war

es, woran ich während der ganzen Zeit dachte, wo ich im Waſſer war.

Bis zu der Tonne hätte ich die Stange mit leichter Mühe erklettern können, aber nicht weiter. Bis auf die Tonne hinaufzuklettern ging über meine Kräfte und war eine jener Schwierigkeiten, welche ſelbſt die Furcht vor dem Tode nicht zu überwinden vermochte. Ich hatte es verſucht, bis ich des Verſuchens müde war — kurz, bis ich ſah, daß ich es nicht thun konnte. Hätte ich dies zu thun vermocht, ſo würde ich es ſchon vorher gethan haben, denn ich betrachtete es als ausgemacht, daß ich auf dieſem hohen Sitze in Sicherheit geweſen wäre, und das neun Gallonen haltende Faß wäre groß genug geweſen, um mir einen Platz zu gewähren, auf dem ich ohne Mühe den Sturm hätte aushalten können.

Es war auch noch ein anderer Grund vorhanden, aus welchem es der beſte Platz für mich geweſen wäre. Hätte ich noch vor Einbruch der Nacht auf die Tonne hinaufzuſteigen vermocht, ſo hätte vielleicht Jemand am Strande mich bemerkt und dann hätte das Abenteuer ohne all' dieſe Gefahr geendet. Ich dachte ſelbſt jetzt noch daran und hegte, während ich an der Stange in die Höhe kletterte, die Hoffnung, daß mich Jemand bemerken würde.

Später erfuhr ich, daß dies auch der Fall ge-

weſen war — da mich mehr als einer der Spaziergänger am Strande bemerkt hatte; aber da ſie nicht wußten, wer es war, und ganz natürlich glaubten, einige ſabbathſchänderiſche Knaben wären nach dem Riff hinausgerudert, um ſich zu amüſiren und zum Vergnügen an der Signalſtange hinaufzuklettern, ſo hielt man mich für einen dieſer kecken Burſchen und nahm keine weitere Notiz von mir.

Ich hätte nicht fortwährend an der Stange hinaufklettern können. Es ermüdete mich ſehr bald und überdies bedurfte ich, ſobald ich die Nothwendigkeit einſah, die Schanze zu errichten, jede Secunde der mir vergönnten Zeit zu dieſer Arbeit.

Dieſe Gedanken gingen mir nicht alle durch den Kopf, während ich im Waſſer war und die Stange wieder zu erreichen ſuchte, wohl aber einige davon. Ich dachte an die Unmöglichkeit, auf die Tonne hinaufzuklettern — dies war mir klar — und ich dachte auch, was ich wohl thun ſollte, wenn ich die Stange erreichte, und dies war mir nicht klar.

Ich war dann jedenfalls wohl im Stande, mich an der Stange feſtzuhalten, wie ich früher gethan; aber wie ich mich auf die Dauer daran klammern ſollte, das war ein noch ungelöſ'tes Problem. Und ein ſolches blieb es, bis ich die Stange erreicht und

wieder gefaßt hatte — auch fand ſich die Löſung nicht ſogleich.

Ich erreichte alſo die Stange mit vieler Mühe, denn nicht blos Wind und Fluth, ſondern auch der Regen kamen mir gerade entgegen. Ich erreichte ſie jedoch und ſchlang meine Arme darum, als ob ſie ein alter theurer Freund wäre.

Auch war ſie nichts Anderes. Wäre dieſe wackere Stange nicht geweſen, ſo hätte ich eben ſo gut gleich auf dem Boden des Waſſers bleiben können.

Nachdem ich mich daran feſtgeklammert, war es mir einige Augenblicke lang faſt, als ob ich gerettet wäre. Es machte mir keine große Mühe, meine Beine ſchwimmend zu halten, ſo lange ich eine Stütze für meine Arme hatte — obſchon es eine widerwärtige Aufgabe war.

Wäre das Meer vollkommen ruhig geweſen, ſo hätte ich lange ſo aushalten können, — vielleicht bis die Fluth wieder gewichen wäre, und dies wäre Alles geweſen, was ich hätte wünſchen können. Das Meer war aber nicht ruhig und das änderte die Sache.

Gerade als ich zu der Stange zurückkehrte, war der Wind ein wenig ſtiller und das Meer etwas glatter, und ſelbſt dies ſchon war ein Glücksumſtand,

weil ich dadurch Zeit erhielt, auszuruhen und wieder zu Athem zu kommen.

Nur eine kurze Frist war es und dann kamen Wind und Regen und hoher Wellengang — höher als je. Erst ward ich bis beinahe auf die Tonne hinaufgehoben und dann wieder heruntergeschleudert, dann einige Minuten lang im Kreise herumgedreht — wobei die Stange als Achse diente — gleich einem geschickten Akrobaten, der in einem Circus seine Künste zeigt.

Den ersten Stoß hielt ich aus, und obschon er mich fürchterlich herumwarf, so wehrte ich mich doch mannhaft. Ich wußte, daß es meinem Leben galt und daß ich mußte, aber ich hatte wenig Grund, zufrieden zu sein. Ich fühlte, wie wenig daran fehlte, daß ich mit fortgerissen worden wäre, und es stiegen trübe Ahnungen hinsichtlich der nächsten Augenblicke in mir auf. Es konnte ja immer schlimmer werden und ich wußte, daß nur wenige Kämpfe, wie dieser letzte, nöthig wären, um mir meine Kräfte vollends zu rauben.

Was konnte ich also thun, was mich in Stand gesetzt hätte, mich noch länger in dem Zwischenraume zwischen der Wiederkehr des hohen Wasserstandes zu halten? Dies war mein herrschender Gedanke. Hätte ich ein Seil oder einen Strick besessen, so hätte ich

mich an die Stange anbinden können, ein Seil aber war in diesem Augenblicke von mir so fern als ein Boot oder ein Lehnstuhl am Kamin meines Onkels.

Es nützte Nichts, an ein Seil zu denken — auch verschwendete ich keine lange Zeit damit, gerade aber in diesem Augenblicke und als ob ein guter Geist mir den Gedanken eingegeben hätte, fiel mir Etwas ein, was eben so gut war wie ein Seil — ein Ersatzmittel.

Ja, dieser Gegenstand bot sich mir plötzlich dar, als ob die Vorsehung mich selbst darauf geführt hätte.

Man wird neugierig sein, zu hören, was für ein Gegenstand es war. Ich will es sogleich sagen.

Die Bekleidung meines Oberkörpers bestand in einer Jacke von grobem Tuche, so wie sie damals von Knaben, wie ich, getragen zu werden pflegten. Es war meine Alltagsjacke und nach dem Tode meiner armen Mutter war es auch meine Sonntagsjacke geworden. Allen Respect vor dieser Jacke! Ich bin seit jener Zeit größtentheils gut gekleidet gewesen und habe Röcke von dem feinsten Tuche getragen, welche die Webstühle des westlichen England erzeugen, aber die ganze Garderobe, die ich jemals besessen, hat zusammengenommen in meinen Augen nicht den Werth

wie jene grobe Jacke, denn ich kann sagen, daß ich ihr mein Leben verdankte.

Diese Jacke hatte zufällig eine tüchtige Reihe Knöpfe — es waren nicht gemeine Horn- oder Knochenknöpfe, oder elende bleierne, so wie sie heutzutage getragen werden, sondern gute massive Metallknöpfe, so breit und so dick wie ein Schilling, und mit starken eisernen Henkeln. Für mich war es ein Glück, daß sie so massiv und fest waren.

Diese Jacke hatte ich an, und auch dies war ein günstiger Zufall, denn eben so gut hätte ich sie auch nicht anhaben können. Als ich in's Wasser sprang, um das Boot einzuholen, hatte ich sowohl Jacke als Beinkleider abgeworfen, nach meiner Rückkehr von dieser Expedition aber, und ehe ich noch von so großer Angst erfüllt war, wie später geschah, hatte ich sie wieder angezogen. Die Luft war ganz plötzlich ziemlich kalt geworden, und dies hatte mich bewogen, mich wieder anzukleiden.

Es war dies ein großes Glück, wie man sogleich sehen wird.

Welchen Gebrauch machte ich denn von der Jacke? Riß ich sie in Streifen und band mich mit denselben an die Stange? Nein. Dies hätte geschehen können, aber es wäre eine ziemlich schwierige Leistung für

Jemanden geweſen, der in einer ſtürmiſch aufgeregten See ſchwamm und nur eine Hand frei hatte, um damit einen Knoten zu machen. Es hätte ſogar nicht in meiner Macht geſtanden, die Jacke auszuziehen, denn das naſſe grobe Tuch klebte an meiner Haut wie aufgeleimt.

Dieſes that ich alſo nicht, ſondern bediente mich der Jacke auf eine Weiſe, die meinem Zwecke eben ſo gut, ja vielleicht noch beſſer entſprach.

Ich knöpfte nämlich die Jacke auf, drückte meine Bruſt feſt an die Signalſtange, ſchlug die beiden Theile der Jacke auf der andern Seite der Stange wieder über einander und knöpfte ſie von oben bis unten feſt zu.

Zum Glück war die Jacke weit genug, um Alles in ſich aufzunehmen. Mein Onkel that mir in meinem Leben keinen größeren Gefallen — obſchon ich es damals nicht dachte — als da er mich eine häßliche grobe Jacke tragen ließ, die für mich viel zu weit war.

Als ich mit dem Zuknöpfen fertig war, hatte ich einen Augenblick frei, um auszuruhen und nachzudenken — den erſten ſeit langer Zeit.

Was die Gefahr des Hinweggeſpültwerdens betraf, ſo hatte ich Nichts mehr zu fürchten. Die

Stange ſelbſt konnte von den Wellen weggeriſſen werden, aber nicht ohne mich und ich nicht ohne die Stange. Von dieſem Augenblicke an war ich eben ſo gut ein Theil der Signalſtange, wie die Tonne auf ihrer Spitze — ja noch mehr, glaube ich — denn ſelbſt ein Tau hätte mich nicht feſter daran binden können als die Schöße meiner groben Jacke.

Wäre das Feſthalten an der Signalſtange Alles geweſen, was ich bedurft hätte, ſo hätte ich nun ziemlich zufrieden ſein können, leider aber war ich noch nicht außer Gefahr und es dauerte nicht lange, ſo bemerkte ich, daß meine Situation nur wenig gewonnen hatte.

Wieder kam eine ungeheure Welle über das Riff und mich hinweg. In der That, ich begann zu glauben, daß ich ſchlimmer daran ſei als vorher; denn als ich, ſo wie die Welle ſtieg, mich in die Höhe zu werfen ſuchte, fand ich, daß meine Befeſtigung mich daran hinderte, ſo daß ich vollſtändig eingetaucht wurde.

Als die Welle weiter rauſchte, war ich noch an meiner Stelle, aber was konnte mir dies nützen? Eine öftere Wiederholung derartiger Ueberſchwemmungen mußte mich binnen kurzer Zeit betäuben und

erſticken. Ich mußte unter ſolchen Umſtänden bald die Kräfte verlieren und dann an dem Fuße der Stange herabgleiten und dennoch ertrinken, obſchon man dann von mir ſagen konnte, ich ſei meiner Fahne treu geblieben bis in den Tod.

Dreizehntes Kapitel.

Ich „schwebe“ in Ungewißheit.

Die Geistesgegenwart hatte ich noch nicht verloren, sondern begann wieder zu überlegen, wie ich es möglich machen könnte, mich über dem Wasser zu halten. Ich konnte allerdings mit Leichtigkeit an der Stange hinaufrutschen, ohne einen einzigen Knopf zu öffnen, aber wie konnte ich, wenn ich einmal hinauf war, mich halten?

Ganz gewiß glitt ich nach wenigen Augenblicken wieder herunter. Ha! wenn nur eine Kerbe, — ein Knoten — ein Nagel daran gewesen wäre — wenn ich nur ein Messer gehabt hätte, um einen Einschnitt zu machen, aber Knoten, Kerbe, Nagel, Messer, Einschnitt — Eins war mir eben so versagt wie das Andere.

Doch halt! ich hatte Unrecht — ganz entſchieden Unrecht. Gerade in dieſem Augenblicke fiel mir ein, daß, während ich auf die Tonne hinaufzuklettern verſuchte, ich bemerkt hatte, daß die Stange unmittelbar darunter ſchwächer war als anderwärts.

Sie war oben ein wenig zugeſpitzt worden und auf dieſe Spitze hatte man die Tonne geſetzt, oder vielmehr man hatte einen Theil der Stange durch den Boden der Tonne in dieſe hineingeſchoben.

Dieſer zugeſpitzte Theil fiel mir jetzt wieder ein. Er bildete eine Art Ring oder Kragen um die Stange. War es wahrſcheinlich, daß dieſer Ring breit genug war, um meiner Jacke einen feſten Halt zu leihen und ſie am Heruntergleiten zu hindern?

Doch mochte es wahrſcheinlich ſein oder nicht, ſo war jetzt keine Zeit, in Betreff der Auskunftsmittel lange wähleriſch zu ſein. Es gab keine andere Wahl — Dies oder Nichts.

Ehe mich eine abermalige Sturzwelle erreichen konnte, war ich an der Stange hinaufgerutſcht. Es ging nicht! Ich glitt wieder herunter, trauriger als ich hinaufgerutſcht war, und ſobald ich herunter war, kam wieder eine Woge über mich hinweggeſtürzt, die mich betäubte und zu erſäufen drohete wie vorher.

Die Urſache meines Mißlingens lag darin, daß ich den Kragen meiner Jacke nicht hoch genug bekommen konnte. Mein Kopf war im Wege, denn er ſtieß an den Boden der Tonne.

Von einem neuen Gedanken beſeelt, kletterte ich wieder die Stange hinauf. Eine neue Hoffnung war, ſobald ich aus den Wellen auftauchte, in mir erwacht und dieſe Hoffnung beſtand darin, daß ich Etwas rund um die Spitze und an dieſem Etwas mich ſelbſt befeſtigen könnte.

Aber was ſollte dieſes Etwas ſein? Daran hatte ich auch gedacht und man wird ſogleich hören, was es war.

Ich hatte nämlich ein Paar Hoſenträger an und zum Glück waren es gute — keine wollenen oder geſtrickten, ſondern tüchtige, feſte von Wildleder. Dieſe waren der Gegenſtand, an welchem ich mich „aufzuhängen“ beabſichtigte.

Ich verlor keine Zeit, es zu verſuchen. Ich wünſchte durchaus nicht länger unten zu bleiben als ich durchaus mußte, und rutſchte daher bald wieder an der Stange empor. Die Jacke leiſtete mir ſehr gute Dienſte. Sie half mir, mich an der Stange halten, und dadurch, daß ich mich möglichſt weit

zurückbog und mich gut mit den Füßen anklammerte, konnte ich mich eine lange Weile halten, ohne zu ermüden.

Nachdem ich mich in dieſe Attitüde verſetzt, machte ich meinen Hoſenträger los. Ich ging trotz meiner peinlichen Situation mit Vorſicht und Behutſamkeit zu Werke. Ich trug Sorge, den Hoſenträger nicht fallen zu laſſen, während ich die beiden Bänder, aus welchen er beſtand, zuſammenknüpfte, und eben ſo trug ich auch Sorge, den Knoten recht feſt zu machen, aber dabei auch die werthvolle Länge des Leders ſo wenig als möglich zu verkürzen, denn ſicherlich brauchte ich jeden Zoll.

Nachdem ich ſo aus den beiden Bändern eines gemacht, brachte ich an dem einen Ende eine Schlinge an und richtete dieſe ſo ein, daß die Stange ſich innerhalb derſelben befand.

Nachdem dies geſchehen, ſchob ich die Schlinge in die Höhe, bis ſie ſich oberhalb der Schulter der Stange — dicht unter der Tonne — befand und dann zog ich ſie feſt an. Nun blieb blos noch übrig, das andere Ende durch meine zugeknöpfte Jacke zu ziehen und es um das Tuch herum zuſammen zu knüpfen.

Dies gelang mir auch, und indem ich mich

möglichſt weit zurückbog, erprobte ich die Feſtigkeit des ganzen Apparats durch mein ganzes Gewicht. Ich ließ ſogar meine Füße los und mich einige Augenblicke lang in der Schwebe hängen. Hätte mich gerade in dieſem Augenblicke ein Lootſe durch ſein Nachtglas geſehen, ſo hätte er nur eins glauben können, daß nämlich hier entweder ein Selbſtmord oder ein furchtbares Verbrechen verübt worden ſei. —

Ermattet und halb betäubt, wie ich war, will ich nicht behaupten, ob ich über die ſeltſame Lage, in die ich mich verſetzt ſah, lachte oder nicht, aber ich hätte lachen können, denn von dieſem Augenblicke an kannte ich keine Furcht mehr.

Ich fühlte, daß ich vom Tode errettet war — ſo gewiß als ob ich Harry Blew und ſein Boot zehn Schritte weit von mir geſehen hätte. Der Sturm konnte nun toben, der Regen fallen und der Wind wehen — die Spritzwogen konnten über mich hinwegſchlagen — ich war überzeugt, daß ich allen zum Trotz meine Stellung würde behaupten können.

Allerdings war ſie weit entfernt, ſo behaglich zu ſein, wie ich hätte wünſchen können, nun aber, wo die Gefahr vorüber war, begann ich zu überlegen, wie ich meine Situation verbeſſern könnte.

Meine Füße machten mir die meiſte Mühe, denn fortwährend verriethen ſie einen faſt unüberwindlichen Hang, müde zu werden und loszulaſſen, und dann fiel ich wieder in meine hängende Stellung zurück.

Dies war unangenehm und ein wenig gefährlich, aber ich ließ mich dadurch nicht lange beunruhigen. Es gab ein Mittel dagegen, wie gegen alles Andere, und ich entdeckte es ſehr bald. Ich riß die Beine meiner langen Hoſen auf bis an die Kniee; zum Glück waren ſie ebenfalls von grobem, feſtem Tuche wie die Jacke — dann ergriff ich die beiden langen, herabhängenden Streifen, drehete ſie ein paar Mal, ſchlang ſie um die Stange und knüpfte ſie auf der entgegengeſetzten Seite zuſammen.

Dies verſchaffte mir einen Stützpunkt für die untere Hälfte meines Körpers und ſo verbrachte ich halb ſitzend, halb hängend den Reſt der Nacht.

Wenn ich ſage, daß ich die Fluth weichen und die Felſen wieder hervortreten ſah, ſo wird man wahrſcheinlich glauben, ich hätte mich von meinem hohen Sitze wieder auf das Riff herabgelaſſen.

Aber ich that Nichts der Art. Es fiel mir nicht ein, mich wieder dieſem Felſen anzuvertrauen, wenn ich es umgehen konnte.

Ich hatte es da, wo ich war, nicht bequem, aber dennoch konnte ich es einige Zeit aushalten, und ich ſcheuete mich, eine Aenderung an meinem Rettungsapparate vorzunehmen, da ich ja nicht wiſſen konnte, ob ich ihn wieder gebrauchte.

Ueberdies wußte ich, daß ich in dieſer Stellung, ſobald der Tag anbräche, höchſt wahrſcheinlich geſehen werden und dann ſicherlich mir Hilfe geſendet werden würde.

Und ſie wurde geſendet, oder vielmehr ſie kam, ohne geſendet zu werden.

Kaum fielen die erſten Schimmer der Morgenröthe auf die Waſſerfläche, als ich ein Boot mit aller Eile auf mich zukommen ſah, und ſobald es nahe genug war, ſah ich, was ich ſchon lange zuvor errathen, daß es Harry Blew ſelbſt war, welcher die Ruder handhabte.

Ich will nicht erſt erzählen, was Harry that, als er mich ganz erreichte; wie er lachte und ſchrie und ſein Ruder in der Luft ſchwenkte, und wie freundlich und hilfreich er mich von der Stange herunter hob und in ſein Boot ſetzte.

Als ich ihm die ganze Geſchichte erzählte, und wie ſein Boot untergegangen ſei, lachte er blos,

anſtatt böſe auf mich zu ſein, und ſagte, es wäre ein Glück, daß nichts Schlimmeres geſchehen ſei, und von dieſem Tage an kam kein Wort des Vorwurfs über ſeine Lippen — nicht ein Wort wegen des verlorenen Bootes.

Vierzehntes Kapitel.

Morgen nach Peru!

Selbst diese mit genauer Noth überstandene Gefahr hatte keine Wirkung. Ich fürchtete mich vor dem Wasser nicht mehr wie früher, sondern gewann wegen der Aufregung, die seine Gefahren zur Folge hatten, es im Gegentheile um so lieber.

Es dauerte nicht lange, so begann ich eine Sehnsucht nach fremden Ländern und einer Reise über den großen Ocean zu empfinden.

Ich warf meine Augen niemals auf die Bucht, ohne daß diese Sehnsucht sich meiner bemächtigte, und wenn ich Schiffe mit ihren weißen Segeln weit draußen am Horizonte sah, pflegte ich zu denken, wie glücklich die Menschen sein müßten, die sich an Bord derselben befänden, und gern hätte ich mit dem ge-

plagteſten Matroſen der ganzen Mannſchaft den Platz getauſcht.

Vielleicht hätte ich dieſe Sehnſucht nicht ſo ſtark empfunden, wenn ich mich zu Hauſe glücklich gefühlt, das heißt, wenn ich bei einem guten Vater und einer freundlichen Mutter gelebt hätte.

Mein mürriſcher alter Onkel aber nahm wenig Intereſſe an mir, und da folglich keine Bande kindlicher Zuneigung vorhanden waren, die mich an die Heimath gefeſſelt hätten, ſo hatte meine Sehnſucht vollſtändigen Spielraum. Ich mußte vielerlei Arbeiten bei der Landwirthſchaft verrichten und dies war eine Lebensweiſe, zu der ich keine große Luſt hatte.

Die ſchwere Arbeit ſteigerte nur meinen Wunſch, in die Fremde zu gehen — die wunderbaren Dinge zu ſehen, von welchen ich in Büchern geleſen und von welchen ich noch verführeriſchere Schilderungen von Seeleuten gehört, die früher Fiſcher in unſerem Dorfe geweſen waren, und dann und wann ihren Heimathsort beſuchten.

Dieſe erzählten uns von Löwen, Tigern, Elephanten, Krokodilen und Affen ſo groß wie Menſchen, und Schlangen ſo lang wie ein Schiffstau — bis ihre aufregenden Erzählungen der Abenteuer, die ſie unter ſolchen Creaturen beſtanden, mir den enthuſiaſtiſchen Wunſch einflößten, mit meinen eigenen

Augen dieſe ſeltenen Thiere zu ſehen und an der Jagd auf dieſelben Theil zu nehmen, wie dieſe Seeleute ſelbſt gethan.

Kurz, ich ward des eintönigen, langweiligen Lebens überdrüſſig, welches ich daheim führte und welches, wie ich damals glaubte, blos unſerer Gegend eigenthümlich war, denn nach den Reden der uns beſuchenden Seeleute zu urtheilen, gab es in jeder andern Gegend der Welt vollauf anregende Abenteuer, wilde Thiere und ſeltſame Umgebungen.

Ein junger Burſche ganz beſonders, der blos bis auf die Inſel Man gekommen war, brachte ſolche Schilderungen ſeiner Abenteuer unter Schwarzen und Rieſenſchlangen mit zurück, daß ich ihn um die wunderbaren Dinge, deren Augenzeuge er geweſen, förmlich beneidete.

Obſchon ich aus gewiſſen Gründen im Schreiben und Rechnen gut unterrichtet war, ſo beſaß ich doch nur geringe Kenntniſſe in der Geographie, denn dieſe war kein hervorragender Zweig des Studiums in unſerer Schule.

Ich wußte daher kaum, wo die Inſel Man lag, nahm mir aber vor, bei der erſten Gelegenheit, die ſich darböte, eine Reiſe dorthin zu machen, um einige von den wunderbaren Dingen zu ſehen, von welchen der junge Mann ſprach.

Obschon dies für mich ein großartiges Unternehmen gewesen wäre, so war ich doch nicht ohne Hoffnung, es ausführen zu können.

Ich wußte, daß dann und wann ein Schooner aus unserem Hafen nach dieser Insel segelte, und glaubte es daher möglich, früher oder später eine dieser Fahrten mitmachen zu können.

Es war vielleicht mit Schwierigkeiten verknüpft, aber ich war entschlossen, zu versuchen, was sich thun ließe.

Ich hatte mir vorgenommen, mich mit einigen der zu dem Schooner gehörenden Matrosen zu befreunden und sie zu bitten, mich auf einer ihrer Reisen mitzunehmen.

Während ich geduldig auf diese Gelegenheit wartete, ereignete sich ein Vorfall, der mich bewog, neue Entschlüsse zu fassen, und den Schooner und die dreibeinige Insel ganz aus meinen Gedanken verbannte.

Ungefähr fünf Meilen von unserm kleinen Dorfe und weiter die Bucht hinab lag eine ziemlich große Stadt. Sie war ein wirklicher Seehafen und es kamen bedeutende Schiffe dorthin — große Dreimaster, die nach allen Weltgegenden gingen und ungeheure Ladungen an Waaren führten.

Eines Tages ward ich zufällig mit einem Knechte

meines Onkels nach dieser Stadt geschickt, um einen Wagen voll Felderzeugnisse zum Verkaufe dahin zu bringen. Meine Aufgabe bestand darin, daß ich das Pferd halten sollte, während der Knecht beschäftigt wäre, den Inhalt des Karrens zu verkaufen.

Es traf sich, daß unser Wagen in der Nähe eines der Werfte Halt machte, wo die Schiffe lagen, so daß ich die beste Gelegenheit hatte, die großen Leviathane von Schiffen zu sehen, welche längs des Quais vor Anker lagen, und ihre langen, schlanken Masten und zierliche Takelage zu bewundern.

Ein Schiff, welches uns gerade gegenüber lag, zog meine Bewunderung ganz besonders auf sich. Es war größer als irgend eines der in der Nähe liegenden, und seine schönen spitz zulaufenden Masten überragten um mehrere Fuß die jedes anderen Schiffes im Hafen. Dennoch war es weder seine Größe noch seine zierlichen Verhältnisse, was meine Aufmerksamkeit so ausschließlich fesselte, obschon sie dieselbe zuerst angezogen hatten. Das, was das Schiff in meinen Augen so interessant machte, war der Umstand, daß es sehr bald unter Segel gehen sollte — schon am nächstfolgenden Tage.

Diese Thatsache erfuhr ich durch ein großes Brett, welches ich an einer hervorragenden Stelle

des Takelwerks befeſtigt ſah, und worauf ich die Worte las:

„Der Inka — nach Peru — morgen.“.

Mein Herz begann mir laut an die Rippen zu pochen, als ob eine furchtbare Gefahr in der Nähe wäre, aber es war die Aufregung in Folge der abenteuerlichen Gedanken, die ſich mir aufdrängten, als ich dieſe kurze, aber ergreifende Ankündigung las: — „Nach Peru — morgen.“

Schnell wie der Blitz durchzuckte mich eine Idee nach der andern und alle hatten ihren Urſprung in der Frage, die ich mir ſelbſt vorlegte: „Warum kann ich morgen nicht auch mit nach Peru gehen?“

Warum nicht?

Es ſtanden mir große und viele Hinderniſſe im Wege, das wußte ich wohl.

Erſtens war meines Onkels Knecht da, der neben mir ſtand und deſſen Pflicht es war, mich wieder mit nach Hauſe zu bringen. Natürlich wäre es ungereimt geweſen, ihn um ſeine Einwilligung in meine Reiſe zu fragen.

Zweitens mußte ich auch die Einwilligung der Schiffsmannſchaft haben. Ich war nicht ſo unſchuldig, um nicht zu wiſſen, daß eine Fahrt nach Peru oder irgend einem andern Orte von ähnlicher Entfernung eine Sache war, die viel Geld koſtete, und daß ſelbſt

kleine Knaben wie ich nicht ohne Bezahlung mitgenommen werden würden.

Da ich kein Geld hatte — ja nicht einmal so viel, um eine Ueberfahrt in einem Fährboote zu bezahlen — so drängte sich natürlich diese Schwierigkeit mir zuerst auf. Wo sollte ich das Ueberfahrtsgeld herbekommen?

Wie ich schon gesagt, meine Gedanken waren rasch wie der Blitz, und ehe ich noch zehn Minuten lang das schöne Schiff betrachtet, schwanden die Hindernisse sowohl in Bezug auf das Passagegeld als auch das Hüteramt des Knechtes aus meinen Gedanken und ich kam — mit voller Ueberzeugung, daß es mir möglich sein würde, mein Vorhaben auszuführen — zu dem Entschlusse, morgen wirklich mit nach Peru zu segeln!

In welchem Theile der Welt Peru lag, wußte ich eben so wenig als der Mann im Monde, ja nicht einmal so gut, da dieser ja bei mondhellen Nächten darauf hinunterschauen kann und folglich sehr wohl wissen muß, wo es liegt. Meine Schulgelehrsamkeit hatte sich nicht weiter als auf Lesen, Schreiben und Rechnen erstreckt. In den beiden letztern Künsten war ich ziemlich erfahren, denn unser Dorfschulmeister war selbst ein geschickter Rechner und suchte seinen Stolz darin, dies dadurch zu beweisen, daß er das,

was er wußte, ſeinen Schülern mittheilte. Es war dies ein Hauptzweig des Unterrichts in unſerer Schule.

Die Geographie jedoch war vernachläſſigt, faſt gar nicht gelehrt worden, und ich wußte nicht, in welchem Theile der Welt Peru lag, obſchon ich gehört hatte, daß es ein ſolches Land gab.

Die ſchon erwähnten wieder nach Hauſe zurückgekehrten Seeleute hatten viel von Peru geſprochen — daß es ein ſehr heißes Land und von England ſehr weit entfernt ſei, ſo daß es einer ſechsmonatigen Fahrt bedürfe, um hin zu gelangen.

Ueberdies hatte ich gehört, daß es ein Land voll wunderbarer Goldminen und Neger und Schlangen und Palmen ſei, und dies war für mich genug.

Dies war gerade ſo ein Land, wie ich es zu ſehen wünſchte.

Nach Peru demnach wollte ich, und zwar in dem guten Schiffe der „Inca."

Meine nächſte Betrachtung war, wie ich zu Werke gehen — wie ich die Schwierigkeit wegen des Paſſagegeldes überwinden und mich ferner der Obhut meines Freundes John, des Knechtes, entziehen ſollte.

Das Erſtere ſchien das größere Dilemma zu ſein, obſchon es dies in der Wirklichkeit nicht war — wenigſtens dachte ich dies damals.

Meine Gründe, weßhalb ich so dachte, waren folgende: Ich hatte oft von Knaben gehört, die von zu Hause fortgelaufen und zur See gegangen — wie sie an Bord von Schiffen aufgenommen worden und dann Schiffsjungen und später ganz tüchtige Matrosen geworden waren.

Ich war der Ansicht, daß diese Sache nicht viel Schwierigkeiten haben könne und daß so zu sagen jeder Knabe, welcher groß und gewitzt genug wäre, an Bord genommen werden würde, dafern er nur den Willen hätte, dafür zu arbeiten.

Meine einzige Besorgniß drehte sich damals um meine eigene Größe oder Kleinheit, denn ich wußte, daß ich ein sehr kleiner Bursche war — sogar noch kleiner als ich nach meinem Alter hätte sein sollen — obschon ich einen gut gebauten Körper besaß und ziemlich untersetzt und kräftig war. Dennoch hegte ich einige Zweifel wegen meiner Länge, denn ich ward wegen meiner winzigen Statur sehr oft geneckt und verhöhnt.

Deßhalb fürchtete ich, es könne dies ein Hinderniß für meine Aufnahme als Schiffsjunge sein, denn ich war wirklich fest entschlossen, mich als solchen an Bord des Inca anzubieten.

Was John betraf, so waren meine Befürchtungen sehr gering. Auf den ersten Impuls hin fiel mir

kein anderer Ausweg ein als mich fortzuſchleichen und den Knecht ohne mich nach Hauſe zurückkehren zu laſſen.

Ein wenig Nachdenken belehrte mich indeß, daß dies nicht gehen würde. Ganz gewiß kehrte in einem ſolchen Falle John mit einem halben Dutzend ſeiner Kameraden — vielleicht mit meinem Onkel ſelbſt — nach der Hafenſtadt zurück, um mich zu ſuchen. Dies geſchah höchſt wahrſcheinlich, ehe das Schiff unter Segel ging, denn die Schiffe verlaſſen den Hafen nur ſelten in früher Morgenſtunde. Der öffentliche Ausrufer machte meine Flucht bekannt. Die ganze Stadt ward durchſtreift und vielleicht das Schiff durchſucht, wo ich natürlich gefunden, ausgeliefert, nach Hauſe transportirt und ohne Zweifel tüchtig durchgeprügelt ward, denn ich kannte die Gemüthsart meines Onkels genau genug, um zu glauben, daß dies ſicherlich das Ende des Abenteuers ſein würde.

Nein, John und ſeinen Wagen ohne mich nach Hauſe zurückkehren zu laſſen — davon konnte keine Rede ſein.

Ein wenig Nachdenken überzeugte mich hiervon und half mir gleichzeitig einen beſſern Plan ausfindig machen. Dieſer neue Entſchluß beſtand darin, daß ich mit meinem Hüter John wieder nach Hauſe

gehen und dann von dort aus mich heimlich entfernen wollte.

Ohne Etwas von meiner Absicht zu verrathen oder John auf irgend eine Weise zu meinem Vertrauten zu machen, stieg ich mit ihm in den Wagen und fuhr nach dem Dorfe zurück.

Ich erreichte unser Haus noch eben so ruhig und anscheinend so unbefangen in Bezug auf Alles, was in meinem Gemüthe vorging, als da ich mich am Morgen mit John auf den Weg gemacht hatte.

Fünfzehntes Kapitel.

Ich laufe davon.

Es war ziemlich Nacht, als wir wieder in unſerem Gehöfte ankamen, und ich trug während der noch übrigen Stunden des Abends Sorge, mich ſo natürlich zu benehmen, als ob nichts Ungewöhnliches in meinen Gedanken vorginge.

Meine Verwandten und die Dienſtleute ahnten Nichts von dem großen Plane, der in mir thätig war und der dann und wann, wenn ich darüber nachdachte, mein Herz ſchneller ſchlagen machte.

Es gab Augenblicke, wo ich meinen Vorſatz halb bereute. Wenn ich die vertrauten Geſichter meiner Heimath betrachtete, — denn meine Heimath war es doch, die einzige, welche ich hatte, — wenn ich bedachte, daß ich dieſe Geſichter vielleicht niemals wiederſah, als ich bedachte, daß einige davon ſich um

mich grämen würden, — und daß dies von einigen wirklich geschehen würde, wußte ich — als ich über den Betrug nachdachte, den ich Allen spielte, da ich mit einem Plane umging, von welchem sie Nichts wußten, als, sage ich, diese Gedanken sich in mir regten, bereute ich halb meinen Vorsatz. Ich hätte die Welt darum gegeben, wenn ich einen Vertrauten gehabt hätte, während ich so schwankte, und ohne Zweifel, hätte ich einen gehabt, der mir abgerathen hätte, so wäre ich zu Hause geblieben, wenigstens dies Mal, obschon am Ende mein unruhiges und dem Wasser einmal zugeneigtes Wesen mich dennoch auf das Meer geführt haben würde.

Ohne Zweifel wird man es sonderbar finden, daß ich unter diesen Umständen nicht Harry Blew aufsuchte und diesen um Rath fragte.

Freilich würde ich Dies gethan haben, wenn Harry in der Nähe gewesen wäre, aber dies war er nicht, — der junge Bootsmann war jetzt kein solcher mehr. Er war schon vor mehreren Monaten dieser Lebensweise überdrüssig geworden, hatte sein Boot verkauft und als wirklicher Matrose Dienst auf einem Schiffe genommen.

Vielleicht, wenn Harry Blew noch dagewesen wäre, hätte ich nicht so sehr gewünscht, eine Seereise zu machen; von der Zeit an aber, wo er fort war,

ſehnte ich mich jeden Tag mehr, ſeinem Beiſpiele zu folgen, und ſo oft ich ſeitwärts über die Bucht ſchaute, geſchah es mit einer Sehnſucht, die ich unmöglich erklären könnte.

Ein Gefangener, der durch die Gitterſtäbe ſeines Gefängniſſes ſchaut, konnte keinen heißeren Wunſch empfinden, frei zu ſein, als ich, fort, weit fort, auf dem Schooße des funkelnden Oceans zu ſchwimmen.

Wäre der junge Bootsmann noch dageweſen, um mir einen Rath zu geben, ſo hätte ich vielleicht anders gehandelt; aber er, mein beſter Freund, war nicht mehr da.

Und nun hatte ich keinen Freund, dem ich mein Geheimniß hätte anvertrauen können. Ein einziger junger Burſche war da, ein Knecht, dem ich Vertrauen ſchenken zu können glaubte. Ich hatte ihn ſehr lieb und glaube, daß auch ich bei ihm in Gunſt ſtand. Zwanzig Mal ſtand ich im Begriffe, ihm meine Abſicht mitzutheilen, aber eben ſo oft that ich mir wieder Einhalt.

Ich fürchtete nicht, daß er mich verrathen würde, dafern ich nur meinen Plan, davonzulaufen, wieder aufgab. Wohl aber bildete ich mir ein, er würde mir davon abrathen und, im Falle ich auf meinem Entſchluſſe beharrte, mich dann verrathen.

Deßhalb konnte es Nichts nützen, ihn zu Rathe zu ziehen, und ich behielt mein Project für mich.

Ich verzehrte mein Abendbrot und ging dann wie gewöhnlich zu Bett.

Man wird erwarten zu hören, ich sei wieder aus dem Bette gestiegen und hätte mich in der Nacht hinweggestohlen.

Dies that ich aber nicht. Ich blieb im Bett bis zur gewöhnlichen Stunde zum Aufstehen, obschon ich kaum ein Auge zuthat.

Der Gedanke an meinen wichtigen Vorsatz hielt mich wach, und während der wenigen Augenblicke, wo ich schlief, träumte ich von großen Schiffen und hochgehenden Wellen, vom Erklettern hoher Maste und dem Anholen schwarzer getheerter Taue, bis meine ganzen Hände voll Blasen waren.

Anfänglich hatte ich mir vorgenommen, in der Nacht fortzulaufen, was ich sehr leicht und ohne Gefahr, Jemanden zu stören, hätte thun können. In unserem kleinen stillen Dorfe gab es keine nächtlichen Diebe und man hatte seit Jahren von keinen solchen gehört, so daß die meisten Dorfbewohner ihre Hausthüren nur zuklinkten. Die Hausthür meines Onkels war in jener Nacht ganz besonders leicht zu

paſſiren, denn da der Sommer und die Witterung außerordentlich heiß war, ſo hatte man ſie geradezu offen ſtehen gelaſſen und ich hätte hinausſchlüpfen können, ohne daß ſie auch nur geknarrt hätte.

Obſchon noch ſo jung, beſaß ich doch ſchon eine ziemliche Fähigkeit, Folgerungen anzuſtellen, und ich überlegte, daß, wenn ich in der Nacht davonliefe, ich zu einer frühen Stunde des Morgens vermißt und folglich geſucht werden würde. Die Suchenden, oder wenigſtens einige derſelben, folgten mir ſicherlich nach der Hafenſtadt und fanden mich dort, wie ſich von ſelbſt verſtand. Dann war ich in keiner beſſeren Lage als wenn ich John am vorigen Tage entwiſcht wäre.

Uebrigens war es nur fünf bis ſechs engliſche Meilen nach der Stadt, in höchſtens zwei Stunden konnte ich den Weg zurücklegen, folglich wäre ich zu zeitig gekommen und ehe noch die Leute des Schiffes auf den Füßen geweſen wären; der Capitain hätte noch geſchlafen und dann konnte ich mich ihm natürlich nicht als Freiwilligen anbieten.

Dies waren die Erwägungen, welche mich veranlaßten, zu Hauſe zu bleiben bis zum Morgen, obſchon ich ungeduldig auf die Stunde wartete.

Ich frühſtückte mit den übrigen Bewohnern des

Hauſes. Einige bemerkten, ich ſähe blaß und unwohl aus.

John ſchrieb dies meiner Reiſe am vorigen Tage während der großen Sonnenhitze zu, und dieſe Erklärung ſchien Jedermann zu befriedigen.

Nach dem Frühſtücke fürchtete ich, daß mir irgend eine Arbeit aufgetragen werden würde, wie z. B. mit einem Pferde wegzufahren, wovon ich mich nicht leicht losmachen konnte, oder es ward mir vielleicht Jemand bei einer Arbeit zur Seite gegeben und dieſer machte dann zu ſchnell Meldung, wenn ich mich davonſchlich.

Zum Glück aber gab es an dieſem Tage keine für mich paſſende Arbeit und ich erhielt daher keinen beſonderen Auftrag.

Dies benutzend, holte ich meine kleine Schaluppe herbei, mit welcher ich mich während meiner Mußeſtunden dann und wann zu beluſtigen pflegte. Es gab noch mehr Knaben, welche Schaluppen, Schooner und Briggs hatten, und wir pflegten auf dem kleinen See in dem Parke Wettfahrten anzuſtellen.

Es war Sonnabend. An dieſem Tage war keine Schule und ich wußte, daß einige dieſer Knaben

ſich, ſobald ſie gefrühſtückt hätten, wo nicht noch eher, nach dem kleinen See begeben würden.

Dies war für mich ein ganz herrlicher Vorwand, ebenfalls dahin zu gehen, und indem ich meine Schaluppe gefliſſentlich zur Schau trug, ging ich durch den Wirthſchaftshof und ſchlug die Richtung nach dem Parke ein.

Ich ging auch in denſelben hinein und nach dem See, wo ich, wie ich vermuthete, mehrere meiner Kameraden antraf, deren kleine Schiffe bereits in vollem Segeln begriffen waren.

„O," dachte ich, „wenn ich hier meine Abſichten bekannt machen wollte! Welch' ein Aufſehen würde es erregen, wenn die Knaben wüßten, was ich im Begriffe ſtehe, mit mir ſelbſt anzufangen!"

Die Knaben begrüßten mich und ſchienen ſich zu freuen, mich wieder einmal unter ſich zu ſehen. Der Grund hiervon war, daß ich in der letzten Zeit faſt fortwährend hatte arbeiten müſſen und deßhalb nur wenig Gelegenheit gehabt hatte, mich den Spielen meiner Kameraden anzuſchließen, während ſie, wie ich glaube, mich ziemlich Alle ſehr gern hatten.

Ich blieb aber blos ſo lange bei ihnen als die Flotte Zeit brauchte, um eine einzige Fahrt über die

hatte auch mich in meinen eigenen Gedanken bis zur Dimenſion eines Mannes vergrößert.

Ich erreichte die Waldung und durchſchritt ſie ungeſehen von einem Ende bis zum andern. Ich begegnete weder einem Jäger noch einem Waldaufſeher. Als ich durch das Gehölz hindurch war, ging ich über einige Felder, war aber nun in guter Entfernung von der Straße und fürchtete daher weniger, Jemandem zu begegnen, der mich kannte. Ich wußte, wie weit ich von der Straße entfernt war, indem ich immer das Meer im Auge behielt, denn ich wußte, daß die erſtere ſich dicht an der Bucht hinzog.

Endlich wurden die hohen Thürme der Hafenſtadt ſichtbar und ich dadurch in den Stand geſetzt, die geeignete Richtung einzuhalten.

Nachdem ich eine Menge Abzugsgräben überſprungen und durch zahlreiche Heckenzäune hindurchgekrochen war, während ich zugleich hier und da ein Stück Weges auf in meiner Richtung liegenden Feldwegen zurücklegte, gelangte ich an die erſten Häuſer der Stadt.

Ich blieb hier nicht ſtehen, ſondern ging in die Stadt hinein und fand bald eine Straße, die nach dem Quai führte. Ich ſah die hohen Maſten, als ich näher kam, und hoch ſchlug mein Herz, als meine Augen auf dem längſten von allen ruhten

und den auf der Spitze des mittelſten ſtolz im Winde flatternden Wimpel erblickten.

Ohne auf ſonſt Etwas weiter zu achten, eilte ich vorwärts, kletterte über die Bretplanke die Fallreepstreppe des Schiffes hinauf und ſtand auf dem Deck des „Inca.“

Sechszehntes Kapitel.

Der „Inca“ und seine Mannschaft.

Auf meinem Wege über das Deck blieb ich in der Nähe der großen Lucke stehen, wo fünf oder sechs Matrosen mit einem großen Haufen Fässer und Kisten beschäftigt waren. Ich sah, daß sie das Schiff beluden und mittelst eines Rollseiles die Fässer und Kisten in den Raum hinunterließen. Sie waren in bloßen Hemdärmeln und hatten weite, mit Fett und Theer beschmierte Hosen von Segeltuch an.

Einer von ihnen trug eine blaue Tuchjacke und Beinkleider von demselben Stoffe, und es fiel mir ein, daß dies vielleicht der Steuermann sei, denn der Capitain eines solchen großen Schiffes mußte nach meiner Meinung eine sehr großartige und prachtvoll gekleidete Personage sein.

Der Mann mit der blauen Jacke ertheilte den arbeitenden Matroſen fortwährend Befehle und Weiſungen, die, wie ich bemerkte, nicht allemal pünktlich befolgt wurden. Sehr häufig ſchlugen die Leute andere Verfahrungsweiſen vor, bis ſich endlich über die beſte Art, auf welche die Arbeit auszuführen ſei, ein förmlicher Wortwechſel erhob.

Alles Dies wäre an Bord eines Kriegsſchiffes ganz anders geweſen, denn hier wurde dem Befehle des Vorgeſetzten augenblicklich ohne Frage oder Bemerkung gehorcht, auf einem Kauffartheiſchiffe aber iſt es nicht ſo. Die Befehle des Steuermannes werden oft mehr wie Rathſchläge denn wie Befehle ausgeſprochen, und die Leute üben eine gewiſſe Willkür, indem ſie denſelben gehorchen.

Dies iſt indeſſen nicht immer der Fall und hängt größtentheils von dem Charakter des Steuermannes ſelbſt ab; am Bord des Inca aber ſchien die Disciplin nicht von der ſtrengſten Art zu ſein. Das viele Schwatzen, das Knarren der Flaſchenzüge, das Poltern der Kiſten gegen einander und das Werfen von Fäſſern und Colli's auf das Deck, alles Dies zuſammen bildete ein Getöſe, wie ich es in meinem Leben noch nie gehört hatte.

Anfangs brachte es mich ganz außer Faſſung

und ich ſtand einige Minuten lang da und war von Dem, was ich ſah und hörte, wie betäubt.

Nach einer Weile trat verhältnißmäßig Ruhe ein. Das große Waſſerfaß, welches die Matroſen die Lucke hinabgelaſſen, hatte den Raum unten erreicht und war auf ſeinen Platz gewälzt worden, und nun trat eine augenblickliche Pauſe in dem tollen Gelärme ein.

Gerade in dieſem Augenblicke warf einer der Matroſen zufällig ſeine Augen auf mich, und nachdem er mich mit komiſchem Blinzeln betrachtet, rief er:

„Heda, Du kleines Spitzeiſen, was ſuchſt Du hier am Bord? willſt Du mit — wie?“

„Nein,“ antwortete ein Zweiter, „ſiehſt Du denn nicht, daß er ſelbſt Capitain iſt? Er hat ja ſein eigenes Schiff!“

Dieſe Bemerkung bezog ſich auf meinen Schooner, den ich mitgebracht und in meinen Händen hielt.

„Schooner, ahoi!“ ſchrie ein Dritter. „Wohin des Weges?“

Hierauf folgte ein Ausbruch lauten Gelächters von Allen, die nun meine Gegenwart bemerkten und daſtanden und mich betrachteten, als ob ich etwas außerordentlich Spaßhaftes in ihren Augen wäre.

Dieſer Empfang von Seiten der rohen Matroſen

machte mich nicht wenig bestürzt und ich wußte einige Augenblicke nicht, was ich sagen oder thun sollte.

Von dieser Ungewißheit ward ich durch den Steuermann in der blauen Jacke befreit, der, indem er sich mir näherte, in ernsterem Tone fragte, was ich am Bord suchte.

Ich antwortete, ich wünschte den Capitain zu sprechen. Natürlich glaubte ich, daß ein Capitain da sei und daß dieser die geeignete Person wäre, an die ich mich in Bezug auf das Geschäft, welches ich im Auge hatte, zu wenden hätte.

„Du wünschest den Capitain zu sprechen?" wiederholte der Mann in der blauen Jacke. „Und was willst Du bei ihm, Bürschchen? Ich bin der Steuermann, kann ich's nicht auch verrichten?"

Ich zögerte einen Augenblick; da ich aber sah, daß es der Stellvertreter des Capitains war, der die Frage an mich stellte, so glaubte ich, es könne Nichts schaden, wenn ich offen meine Absichten erklärte.

Deßhalb antwortete ich: „Ich möchte gern Matrose werden."

Wenn die Leute schon vorher laut gelacht hatten, so lachten sie jetzt noch viel lauter. Es war ein

förmliches Geheul zu nennen, in welches der Steuermann eben so herzlich einstimmte als die Andern.

Mitten unter diesem schallenden Gelächter wurden meine Ohren durch eine Menge Ausdrücke begrüßt, die mich förmlich demüthigten.

„Schau' einmal, Bill," rief Einer, indem er einen etwas entfernt stehenden Kameraden anredete. „Schau' nur einmal dieses winzige Kerlchen, welches Matrose werden will! Du mein Himmel! was bildest Du Dir denn ein? Du ein Matrose! Ha, ha, ha!"

„Weiß denn Deine Mutter, daß Du nicht zu Hause bist?"

„Ganz gewiß weiß sie das nicht„ sagte ein Dritter für mich antwortend, „und sein Vater weiß sicherlich eben so wenig davon. Ich will wetten, daß das Bürschchen davon gelaufen ist. — Nicht wahr, Du bist davongelaufen?"

„Ich will Dir Etwas sagen, Knabe," sagte der Steuermann. „Befolge meinen Rath. Gehe wieder zu Deiner Mutter, grüße die alte Frau von mir und sage ihr, sie möchte Dich mit ihrem Schürzenbande an ein Stuhlbein binden und Dich da noch ein halbes Dutzend Jahre vor Anker liegen lassen."

Dieser Rath war das Signal zu einem abermaligen schallenden Gelächter.

Ich fühlte mich tief gekränkt durch dieſe rohen Scherze und wußte nicht, welche Antwort ich geben ſollte. In meiner Verwirrung ſtammelte ich die Worte hervor:

„Ich habe keine Mutter, zu der ich zurückkehren könnte.“

Dieſe Antwort ſchien auf die Heiterkeit dieſer rohen Männer eine plötzliche Wirkung zu äußern, und ich hörte, daß Einige von ihnen gewiſſe Ausdrücke der Theilnahme fallen ließen.

Nicht ſo jedoch der Steuermann, welcher, ohne ſeinen ſpöttiſchen Ton zu ändern, ſofort erwiderte:

„Nun dann gehe zu Deinem Vater und ſage dieſem, er ſolle Dir eine tüchtige Tracht Hiebe verabreichen.“

„Ich habe auch keinen Vater.“

„Der arme kleine Kerl, dann iſt er alſo eine Waiſe!“ ſagte einer der Matroſen in mitleidigem Tone.

„Du haſt auch keinen Vater, ſagſt Du?“ fuhr der Steuermann fort, der ein gefühlloſer Unmenſch zu ſein ſchien. „Dann gehe zu Deiner Großmutter, oder Deinem Onkel, oder Deiner Tante, wenn Du eine haſt, oder gehe hin, wo Du Luſt haſt, aber packe Dich nur von hier fort, ſonſt kannſt Du die Tracht Hiebe gleich hier beſehen, — marſch fort, ſage ich!“

Der Unmensch schien es vollkommen ernst zu meinen, und tief gekränkt durch die Drohung wendete ich mich, dem Befehle gehorsam, hinweg.

Eben stand ich schon im Begriffe, über die Planke zurückzusteigen, als ich einen Mann in entgegengesetzter Richtung von dem Ufer herkommen sah. Er war auf dieselbe Weise gekleidet, wie ein Kaufmann oder anderer Bürger hätte gekleidet sein können, nämlich in einen schwarzen Frack mit einem Castorhute auf dem Kopfe; dennoch aber lag Etwas in seinem Aussehen, was mir sagte, daß er zur See gehörte. Die Farbe seines Gesichtes war jene vom Wetter gebräunte und seine Augen hatten den Ausdruck, welcher, wie ich wußte, allen Seeleuten eigenthümlich ist. Ueberdies waren seine Beinkleider von blauem Lootsentuche und Dies gab ihm das Ansehen eines Seefahrers. Zugleich durchzuckte mich der Gedanke, daß er der Capitain des Schiffes sei.

Ich blieb nicht lange in Zweifel.

Als der Unbekannte das Deck betrat, that er dies mit einer Miene, die sofort den Herrn in ihm verrieth, und ich hörte ihn einige Befehle in einem Tone ertheilen, welcher unverkennbar bewies, daß er Allen hier zu befehlen hatte.

Er blieb nicht stehen, nachdem er das Deck be-

treten, sondern ging weiter nach dem Quarterdecke des Schiffes.

Es fiel mir ein, daß ich doch vielleicht noch Aussicht hätte, mein Vorhaben durchzusetzeu, wenn ich mich direkt an ihn wendete, und ohne Zögern drehte ich mich daher wieder um und folgte ihm.

Trotzdem daß der Steuermann und einige der Matrosen mich zurückhalten wollten, ging ich weiter, bis ich den Capitain gerade in dem Augenblicke einholte, als er im Begriff stand, in seine Kajüte hinunterzugehen.

Ich machte mich ihm bemerklich, indem ich ihn am Rockschoße zupfte.

Ein wenig überrascht, drehte er sich herum und fragte mich, was ich von ihm wollte.

In so wenig Worten als mir möglich war, setzte ich ihn von meinen Wünschen in Kenntniß.

Die einzige Antwort, die er mir gab, war ein lautes Gelächter, dann drehete er sich herum und rief Einem seiner Leute zu:

„Heda, Waters! Nimm diesen kleinen Buben auf Deine Schultern und setze ihn an's Land. Ha! ha! ha!"

Ohne weiter ein Wort zu sagen, ging er hierauf die Treppe hinunter und entschwand meinen Augen.

Während ich noch betrübt daſtand, fühlte ich mich plötzlich in Waters' ſtarken Armen emporgehoben, und nachdem er mich über die Planke und einige Schritte weit über den Werft getragen, ſetzte er mich auf das Pflaſter nieder und ſagte:

„Kleiner Freund, laß Dir rathen und merke Dir, was Jack Waters ſagt: Bleibe vom Salzwaſſer, ſo lange Du kannſt, ſonſt freſſen Dich die Haifiſche."

Dann nach einer Pauſe, während welcher er über Etwas nachzudenken ſchien, fragte er:

„Alſo Du biſt wirklich eine Waiſe, haſt weder Vater noch Mutter?"

„Keines von Beiden," antwortete ich.

„Das thut mir leid. Ich war auch einmal eine Waiſe. Du biſt ein wackerer kleiner Burſche, daß Du zur See gehen willſt, und verdienſt Etwas dafür. Wenn ich Capitain wäre, ſo nähme ich Dich mit, aber Du ſiehſt, daß ich blos Matroſe bin und Nichts für Dich thun kann. Mit der Zeit aber werde ich wiederkommen und dann biſt Du vielleicht ein wenig gewachſen. Da hier, nimm das zum Andenken an mich. Vielleicht ſiehſt Du mich früher oder ſpäter wieder hier im Hafen, und wer weiß, ob ich Dir dann nicht vielleicht einen Platz verſchaffen kann. Alſo leb' wohl. Gehe wieder nach Hauſe,

ſei vernünftig nnd warte, bis Du noch ein Stück gewachſen biſt."

Während der gutmüthige Menſch Dies ſagte, drückte er mir ſein Taſchenmeſſer in die Hand, wendete ſich ab, ging an Bord ſeines Schiffes zurück und ließ mich allein auf dem Werft ſtehen.

Verwundert über dieſe unerwartete Freundlichkeit ſchaute ich ihm nach, bis er hinter der Bruſtwehr des Schiffes verſchwand.

Dann ſteckte ich das Meſſer mechaniſch in meine Taſche und blieb noch eine Weile ſtehen, ohne mich von der Stelle zu rühren.

Siebzehntes Kapitel.

Nicht groß genug!

Meine Betrachtungen waren Nichts weniger als angenehm, denn noch nie in meinem Leben war ich so gekränkt und gedemüthigt worden. Alle meine schönen Träume, Toppsegel zu reffen und fremde Länder zu sehen, waren binnen weniger als zehn Minuten zertrümmert worden. Alle meine Pläne waren vollständig vereitelt.

Mein erstes Gefühl war das außerordentlicher Demüthigung und Scham. Es war mir, als ob die Vorübergehenden wissen müßten, was geschehen war und in welcher Lage ich mich befand. Ueberdies sah ich die Köpfe mehrerer Matrosen, die mich über die Brustwehr ihres Schiffes hinweg anschaueten, und auf deren Gesichtern ich einen spöttischen

Ausdruck wahrnahm. Einige von ihnen lachten noch ganz laut.

Das konnte ich nicht länger ertragen, und ohne zu zögern eilte ich von dem Platze hinweg.

Nicht weit davon lagen große Kiſten, Fäſſer und Waarenballen auf dem Werft umher. Sie waren nicht regelrecht auf einander gethürmt, ſondern umhergeſtreut, mit freien Räumen dazwiſchen. In einen dieſer Zwiſchenräume ſchlüpfte ich hinein und war bald den Augen Aller entſchwunden, während Alle meinen Blicken in gleicher Weiſe entzogen waren.

Es war mir faſt zu Muthe, als ob ich einer Gefahr entronnen wäre, ſo angenehm iſt es, ſich dem Spotte zu entziehen, ſelbſt wenn man fühlt, daß man ihn nicht verdient hat.

Unter den vielen Kiſten ſtand auch eine kleine da, gerade hoch genug, um einen Sitz darzubieten, und auf dieſe ſetzte ich mich und verlor mich in Betrachtungen über meine Lage.

Was ſollte ich thun? Allen Gedanken an Schifffahrt entſagen und zu meinem mürriſchen, unfreundlichen Onkel zurückkehren?

Man wird ſagen, daß dies für mich das Klügſte und Natürlichſte geweſen wäre. Dies iſt möglich, aber der Gedanke, dies zu thun, kam mir kaum in

den Kopf. Einige Secunden lang hegte ich ihn allerdings, aber verbannte ihn sofort wieder.

„Nein," sagte ich bei mir selbst, „ich bin noch nicht besiegt, ich werde nicht zurückweichen wie ein Feigling. Einen Schritt habe ich gethan und werde denselben verfolgen, wenn ich kann. Was thut's, wenn man mich auf diesem großen stolzen Schiffe nicht annehmen will? Es giebt deren ja noch mehr im Hafen, ganze Dutzende. Eins oder das andere derselben will mich vielleicht recht gern in Dienst nehmen. Ich will es mit allen, einem nach dem andern, probiren, ehe ich mein Vorhaben aufgebe.

„Und warum wiesen diese Leute mich ab?" fragte ich mich, indem ich mein Selbstgespräch weiter fortsetzte. „Warum? Sie gaben keinen Grund an. Was mag es gewesen sein? Ha! meine Größe war es. Sie verglichen mich mit einem Spitzeisen. Ich weiß, was ein Spitzeisen ist. Natürlich wollten sie durch diesen beleidigenden Vergleich zu verstehen geben, daß ich zu klein sei, um Matrose zu werden. Aber ein Schiffsjunge, zu einem solchen bin ich doch ganz gewiß groß genug. Ich habe von Schiffsjungen gehört, die noch nicht so alt waren als ich. Wie groß bin ich eigentlich? Wie viel messe ich? das möchte ich wissen! Wenn ich ein Zimmermannsmaaß

hätte, ſo wollte ich das bald ermitteln. Wie gedankenlos von mir, daß ich mich nicht gemeſſen habe, ehe ich von zu Hauſe fortging! Kann ich es nicht hier thun? Ich möchte wiſſen, ob es kein Mittel giebt, zu erfahren, wie groß ich eigentlich bin?"

In dieſem Augenblicke ward der Strom meiner Betrachtungen dadurch unterbrochen, daß ich auf einer der Kiſten einige mit Kreide darauf geſchmierte Zahlen bemerkte, und als ich genauer hinſah, überzeugte ich mich, daß es „4 Fuß" hieß. Ich ſah ſofort, daß dieſe Bezeichnung ſich auf die Länge der Kiſte bezog, denn ihre Höhe konnte nicht ſo viel betragen. Vielleicht war ſie auf dieſe Weiſe von dem Zimmermann bezeichnet worden, der ſie gemacht, oder ſie war vielleicht beſtimmt, den Matroſen beim Beladen des Schiffes zur Richtſchnur zu dienen.

Doch ſei dem wie ihm wolle, ſo führte dieſer Umſtand mich auf eine Idee, und in weniger als drei Minuten kannte ich meine Körperlänge bis auf den Zoll. Ich ermittelte ſie auf folgende Weiſe:

Ich legte mich neben der Kiſte und dicht am Rande derſelben nieder. Nachdem ich meine Ferſen in gleiche Linie mit dem einen Ende gebracht, ſtreckte ich mich zu meiner vollen Länge aus. Dann fühlte ich, ob der Wirbel meines Kopfes vollſtändig das andere Ende der Kiſte erreichte.

Dies war nicht der Fall, obschon kaum ein Zoll fehlte, um mich eben so lang zu machen wie die Kiste. Ich mochte aber meine Gelenke drehen und drehen wie ich wollte, so konnte ich mich nicht darüber hinausstrecken.

Natürlich machte dies keinen Unterschied, insoweit die Bestimmung meiner Körperlänge in Frage kam. Wenn die Kiste vier Fuß lang war, so konnte ich nicht ganz vier Fuß messen, und da ich wußte, daß ein Knabe von nur vier Fuß Länge in der That ein sehr kleiner Knabe ist, so richtete ich mich, durch die erlangte Kenntniß bedeutend gedemüthigt, wieder auf meine Füße empor.

Vor dieser Messung hatte ich wirklich keinen Begriff davon, daß ich von so gar kleiner Statur war. Welcher Knabe hielte sich auch für weit geringer als ein Mann?

Nun aber war ich von meiner Kleinheit überzeugt. Kein Wunder, daß Jack Waters mich ein winziges Bürschchen genannt, und daß seine Kameraden mich mit einem Spitzeisen verglichen hatten.

Die Kenntniß, die ich von meiner liliputischen Körpergröße erlangt, benahm mir alles Selbstvertrauen, und meine Pläne gewannen dadurch eine sehr düstere Färbung. Ich fühlte mich fast überzeugt, daß keines der Schiffe mich annehmen würde,

denn ich entſann mich, daß ich niemals von ſo kleinen Schiffsjungen gehört, wie ich war. Sicherlich hatte ich niemals deren geſehen, ſondern im Gegentheil einige, die beinahe ſo groß waren wie Männer, aber nichtsdeſtoweniger an Bord der Briggs und Schooner, die unſern kleinen Hafen beſuchten, „Jungen“ genannt wurden.

Sonach war es vergebens, mich weiter anbieten zu wollen, und es blieb mir am Ende weiter Nichts übrig, als wieder nach Hauſe zu gehen.

Ich ſetzte mich noch ein Mal auf die Kiſte nieder, und begann meine Lage in nochmalige Erwägung zu ziehen.

Ich ſchmeichle mir, eine nicht ganz gewöhnliche Erfindungsgabe zu beſitzen, und glaubte dies ſchon in meiner früheſten Jugend zu bemerken.

Deßhalb dauerte es nicht lange, ſo bot ſich mir ein Plan dar, welcher mich aus meiner Verlegenheit zu befreien und mich in den Stand zu ſetzen verſprach, meine urſprüngliche Abſicht ihrem vollen Umfange nach auszuführen. Bei Entwerfung dieſes Planes ward ich durch mein Gedächtniß unterſtützt. Ich entſann mich, von Knaben und auch von Männern gehört und geleſen zu haben, die ſich an Bord eines Schiffes verſteckt hatten und ſo mit auf's offene Meer hinaus genommen worden und

dann aus ihrem Verſtecke hervorgekrochen waren, wenn die Schiffe ſich ſo weit vom Lande entfernt hatten, daß ſie nicht mehr zurückgeſchickt werden konnten.

Die Erinnerung an dieſe verwegenen Abenteurer hatte kaum mein Gehirn durchzuckt, ſo faßte ich auch ſchon den Entſchluß, ihrem Beiſpiele zu folgen.

Faſt ſo raſch wie der Gedanke war, entwarf ich meinen Plan. Ich konnte mich ja auch an Bord eines Schiffes verſtecken, vielleicht deſſelben Schiffes, von welchem ich auf ſo ſchimpfliche Weiſe fortgeſchickt worden. Es war das einzige, welches im Begriff zu ſein ſchien, unter Segel zu gehen; aber die Wahrheit zu ſagen, wenn auch deren ein ganz Dutzend andere gleichzeitig den Hafen verlaſſen hätten, ſo würde ich doch vor allen eben dieſes gewählt haben.

Man wird ſich vielleicht wundern, daß ich dies ſage, aber es läßt ſich leicht erklären.

Ich ärgerte mich über die Leute an Bord jenes Schiffes, beſonders über den Steuermann, wegen der unhöflichen Behandlung, die er mir zu Theil werden laſſen, ſo ſehr, daß es mir vorkam, als könnte ich mich gewiſſermaßen an ihm rächen, wenn ich ihm dieſen Streich ſpielte.

Daß ſie mich nicht über Bord werfen würden, wußte ich, und mit Ausnahme des Steuermannes ſelbſt, hatte ich unter den Matroſen keine Anzeichen von grauſamer Gemüthsart wahrgenommen.

Daß ſie ſich einen Scherz auf meine Koſten gemacht, war ganz natürlich, aber ich entſann mich auch, daß einige von ihnen Worte der Theilnahme und des Bedauerns hatten fallen laſſen, als ſie hörten, daß ich eine Waiſe ſei.

Mit dem großen Schiffe war ich alſo entſchloſſen, meine Reiſe zu machen, trotz Steuermann, Capitain und Mannſchaft!

Achtzehntes Kapitel.

Ich schleiche mich an Bord.

Aber wie sollte ich an Bord kommen? Wie sollte ich mich verstecken, wenn ich an Bord war?

Dies waren die Schwierigkeiten, die sich nun darboten. Auf's Deck konnte ich allerdings gehen, wie ich schon gegangen war, aber nicht ohne von einigen der Mannschaft bemerkt und natürlich wieder an's Land geschickt zu werden.

Konnte ich nicht einige der Matrosen bestechen, daß sie mich einige Zeit auf dem Deck herumgehen ließen?

Was hatte ich aber, womit ich sie hätte bestechen können?

Keinen Pfennig Geld. Meine Schaluppe und meine Kleider, diese letztern obendrein von sehr arm-

ſeliger Beſchaffenheit, waren Alles, was ich in der Welt beſaß.

Die Schaluppe hätte ich hingegeben, aber nur kurzes Nachdenken überzeugte mich, daß kein Matroſe irgend welchen Werth auf einen Gegenſtand legen würde, den er ſich ſelbſt mit leichter Mühe anfertigen konnte, denn ich ſetzte voraus, daß alle Matroſen nach ihrem Belieben kleine Schiffe fabriziren könnten.

Es konnte ſonach Nichts nützen, einen von ihnen durch ein ſolches Spielwerk beſtechen zu wollen, und ich dachte weiter nicht daran.

Doch halt! Ich hatte Etwas von wirklichem Werthe bei mir, ich hatte eine Uhr! Allerdings war es nur eine ſehr ordinaire, eine altmodiſche ſilberne und nicht viel werth, obſchon ſie ſehr gut und richtig ging. Ich hatte ſie von meiner armen Mutter geſchenkt erhalten, obſchon ſie mir auch noch eine weit beſſere hinterlaſſen, die mein Onkel ſich angeeignet hatte.

Die alte von geringerem Werthe durfte ich bei mir tragen, und zum Glücke hatte ich ſie in dieſem Augenblicke in der Taſche.

Konnte ich damit nicht vielleicht Waters oder einen andern der Matroſen beſtechen, mich an Bord

zu „schmuggeln“ und mich versteckt zu halten, bis das Schiff in See stach?

Das war nicht unwahrscheinlich. Auf alle Fälle beschloß ich, den Versuch zu machen.

Vielleicht lag die Schwierigkeit darin, Waters oder irgend einen der Matrosen, ohne daß die Andern Etwas davon merkten, zu sprechen zu bekommen um ihm meine Wünsche mittheilen zu können. Ich beschloß indeß, mich in der Nähe des Schiffes herumzutreiben und zu warten, bis einer von den Leuten allein an's Land käme.

Ich hoffte dabei auch, daß es mir vielleicht selbst möglich sein würde, mich an Bord zu stehlen, vielleicht nach Einbruch des Abends, wenn die Leute mit ihrer Arbeit fertig und unten im Vordercastell waren.

In diesem Falle brauchte ich Keinem von ihnen Etwas von meiner Absicht zu sagen. Im Dunkeln, glaubte ich, würde es mir ganz gut möglich sein, an der Wache vorbeizuschleichen oder über die Brustwehr zu klettern und in den Raum hinunter zu gelangen.

War ich einmal hier, so zweifelte ich nicht, daß es mir möglich sein würde, mich unter so vielen Fässern und Kisten, wie jetzt hinabgeladen wurden, zu verstecken.

Aber es gab noch zwei Zweifel, die mich beunruhigten. Blieb das Schiff wohl bis zum Einbruche des Abends im Hafen liegen? Und ſtellten nicht mein Onkel und ſeine Leute vielleicht ſchon vor dieſer Zeit Nachforſchungen nach mir an?

Die erſte Frage machte mir eigentlich keine ſehr große Unruhe. Ich ſah, daß das Schiff noch denſelben Anſchlagzettel trug wie am Tage vorher: „Der Inca, nach Peru, Morgen.“

Deßhalb war es nicht wahrſcheinlich, daß es heute ſchon unter Segel ging. Ueberdies lagen auch noch ſehr viele Colli und Pakete auf dem Quai, die, wie ich aus der Poſition ſchloß, in der ſie ſich befanden, ebenfalls einen Theil der Ladung bilden ſollten. Auch hatte ich gehört, daß Schiffe, die nach fernen Gegenden ſegeln, in Bezug auf die Zeit ihres Aufbruchs nicht ganz pünktlich ſind.

Auf dieſe Weiſe folgernd, fühlte ich mich überzeugt, daß das Schiff nicht an dieſem Tage unter Segel gehen, und daß ich folglich Gelegenheit haben würde, während der Nacht an Bord zu gelangen.

Nun aber blieb noch die zweite Gefahr übrig, nämlich daß man mich ausfindig machte und wieder zurück nach Hauſe transportirte.

Dieſe Gefahr ſchien jedoch, wenn ich mir die Sache recht überlegte, auch keine unmittelbar dro-

hende zu ſein. Keines Falls vermißte man mich vor Einbruch des Abends in dem Hauſe meines Onkels, und wenn dies geſchah, ſo wartete man ſicherlich, bis es ganz Nacht war, ehe man ſich aufmachte, um mich zu ſuchen, weil man ganz natürlich glaubte, ich würde mit Einbruch der Nacht von ſelbſt kommen. Ich hatte ſonach keinen Grund, in dieſer Beziehung Etwas zu fürchten, und indem ich faſt gänzlich aufhörte, daran zu denken, begann ich Anſtalten zu treffen, um meine Abſicht in Ausführung zu bringen.

Ich beſaß Vorausſicht genug, um zu wiſſen, daß ich, wenn es mir gelang, auf das Schiff zu kommen, mich wenigſtens vierundzwanzig Stunden, vielleicht auch noch länger, würde verborgen halten müſſen. Ohne zu eſſen konnte ich nicht ſo lange leben. Wo ſollte ich aber Lebensmittel herbekommen? Ich beſaß, wie ſchon bemerkt worden, keinen Pfennig Geld, wofür ich mir Etwas hätte kaufen können, und hätte nicht gewußt, wo und wie ich Etwas betteln ſollte.

Plötzlich jedoch kam mir ein Gedanke ein, der mich aus dieſer Verlegenheit zu ziehen verſprach. Ich konnte ja meine Schaluppe verkaufen und mir auf dieſe Weiſe Geld verſchaffen, wofür ich dann Etwas zu eſſen kaufen konnte.

Das kleine Schiff ſchien jetzt von keinem Nutzen mehr für mich zu ſein, und warum ſollte ich mich nicht ſofort davon trennen?

Ohne weitere Erwägung verließ ich daher meinen zeitherigen Platz unter den Kiſten und Fäſſern, und ging den Quai entlang, um mich nach einem Käufer für mein kleines Fahrzeug umzuſehen.

Es gelang mir bald, einen zu finden. Ich ſah eine Art Spielwaarenladen, und nachdem ich eine Weile mit dem Eigenthümer hin- und hergehandelt, einigte ich mich mit ihm und ſchlug für einen Schilling zu.

Meine kleine niedlich getakelte Schaluppe war wenigſtens fünf Mal ſo viel werth, und unter andern Umſtänden würde ich mich ſelbſt für dieſe Summe nicht davon getrennt haben; der Spielwaarenhändler, ein Jude, ſah aber augenſcheinlich, daß ich das Geld nothwendig brauchte, und machte, wie alle ſeine Glaubensgenoſſen, ſich kein Gewiſſen daraus, davon Vortheil zu ziehen.

Nun hatte ich Geld genug für meinen Zweck, und legte, indem ich mich in einen Eßwaarenladen begab, den ganzen Betrag in Käſe und Semmeln an.

Ich kaufte von jedem für ſechs Pence, und nachdem ich mir mit meinem Einkaufe die Taſchen vollgeſtopft, kehrte ich auf meinen alten Platz unter

den Kisten und Fässern zurück und setzte mich wieder auf das Kästchen.

Ich war ein wenig hungrig geworden, denn die Stunde des Mittagsessens war bereits vorüber, und stillte nun meinen Appetit durch einen Angriff auf die Käse und Semmeln, so daß die Ladung meiner Taschen dadurch bedeutend wieder vermindert ward.

Der Abend kam jetzt heran, und es fiel mir ein, daß ich, um ein wenig zu recognosciren, auch einen Spaziergang in der Nähe des Schiffes machen könnte. Dadurch ward ich vielleicht in den Stand gesetzt, zu ermitteln, wo ich am leichtesten über die Schiffswand klettern könnte, und diese Kenntniß mußte mir von großem Nutzen sein, wenn die Stunde kam, wo ich diesen Versuch zu machen hatte.

Was schadete es, wenn die Matrosen mich auch sahen! Auf dem Quai umherzugehen, konnten sie mir nicht verbieten, und von der Absicht meines Verweilens hatten sie ganz bestimmt keine Ahnung. Was schadete es auch, wenn sie vielleicht wieder anfingen, mich zu necken und zu verspotten!

Dann konnte ich ihnen ja antworten und hatte auf diese Weise Gelegenheit, Beobachtungen zu machen.

Ohne weiter einen Augenblick zu verlieren, ver-

ließ ich wieder meinen Ruheplatz und begann mit erheuchelter Gleichgültigkeit gegen Alles, was um mich her vorging, hin und her zu schlendern.

Es dauerte nicht lange, so befand ich mich dem großen Schiffe gegenüber, und blieb stehen und schauete daran hinauf.

Das Deck befand sich fast in gleicher Ebene mit dem Straßenpflaster, denn das Schiff war jetzt schwer beladen und natürlich tief im Wasser. Die hohe Brustwehr des Quartiers hinderte mich jedoch, das Deck zu sehen.

Ich bemerkte, daß es leicht sein würde, von dem Quai hinaufzusteigen, über die Brustwehr und die Wanten des Besanmastes zu klettern, und war sofort mit mir einig, daß dies der beste Weg sein würde.

Natürlich mußte ich beim Kriechen durch die Wanten sehr vorsichtig sein. Wenn die Nacht vielleicht nicht finster genug war und die Wache mich entdeckte, so war es um mich geschehen. Dann ward ich festgenommen, vielleicht für einen Dieb angesehen und bestraft. Doch gleichviel, ich war entschlossen, es auf diese Gefahr ankommen zu lassen.

An Bord war Alles ruhig. Ich hörte weder Stimmen noch Geräusch. Einige der Güter lagen noch auf dem Werft, und deßhalb konnte man mit

dem Beladen des Schiffes noch nicht ganz fertig sein. Die Leute waren jedoch nicht mehr bei der Arbeit, denn ich war jetzt nahe genug, um sowohl den Gang als auch die große Luke überblicken zu können.

Wo konnten sie hin sein?

Ich ging schweigend näher, bis ich dicht am Rande des Schiffes stand. Ich hatte nun einen vollständigen Ueberblick über die Luke und einen beträchtlichen Theil des Deckes rundumher. Ich sah aber weder die blaue Jacke des Steuermannes noch die schmierigen Hemden und Hosen der Matrosen. Sie mußten sich sämmtlich nach einem andern Theile des Schiffes begeben haben.

Ich blieb stehen und horchte.

Ich hörte undeutlich das Summen von Stimmen aus dem vordern Theile des Schiffes her. Ich wußte, daß es die Stimmen der Mannschaft waren, die sich mit einander unterredeten.

Gerade in diesem Augenblicke sah ich einen Mann an der Oeffnung des Ganges vorübergehen. Er trug ein großes Gefäß, aus welchem Rauch aufstieg. Es enthielt Kaffee oder sonst ein heißes Getränk.

Es war die Abendmahlzeit für die Leute des Vordercastells, und der, welcher das Gefäß trug, war der Koch. Daraus erklärte sich das Aufhören

der Arbeit und die Abweſenheit der Matroſen von der Mitte des Schiffes. Sie ſtanden im Begriff zu ſoupiren. So vermuthete ich.

Theils von Neugier, aber eben ſo ſehr auch von einem neuen Gedanken getrieben, der mir durch den Kopf ging, ſtieg ich auf die Bruſtwehr und kletterte vorſichtig auf das Deck hinunter. Ich ſah die Matroſen weit von mir in dem vordern Theile des Schiffes; einige ſaßen auf der Ankerwinde, andere mit untergeſchlagenen Beinen auf dem Boden des Decks mit ihren blechernen Tellern vor ſich, und ihren Einſchlagemeſſern in den Händen.

Keiner von ihnen ſah mich, nicht ein einziger ſah nach dieſer Richtung, ihre Augen waren viel zu ſehr mit dem Koch und ſeinem dampfenden Gefäße beſchäftigt.

Ich ſchauete mich haſtig um, es war Niemand zu ſehen. Die neue Idee, von welcher ich ſo eben ſprach, entwickelte ſich immer vollſtändiger. „Jetzt oder nie!“ flüſterte ich mir ſelbſt zu, und von dieſem Impulſe getrieben, ſchlich ich mich auf dem Deck weiter und bis an den Fuß des großen Maſtes.

Ich ſtand jetzt an dem Rande der offenen Luke, und in dieſe beabſichtigte ich hineinzugehen. Eine Leiter war nicht da, das Tau aber, mittelſt deſſen man die Güter hinuntergelaſſen, hing noch von dem

Rollbalken herab und reichte bis in den Raum hinunter.

Ich faßte dieſes Seil und zog daran, um zu ſehen, ob es oben auch ordentlich feſtgemacht ſei.

Es war dies, und mich mit beiden Händen feſt daran haltend, ließ ich mich behutſam hinabgleiten.

Ich lief dabei keine kleine Gefahr, den Hals zu brechen, und plumpte auch etwas unſanft nieder; bald aber war ich wieder auf den Füßen, kletterte über einige Colli hinweg, die noch nicht an ihren richtigen Platz geſchafft waren, kroch hinter ein großes Faß und verſchanzte mich hier in Finſterniß und Schweigen.

Neunzehntes Kapitel.

Hurrah! Es geht fort!

Sobald ich mich hinter das Faß verschanzt hatte, setzte ich mich mit untergeschlagenen Beinen auf den Boden nieder und war fünf Minuten später so fest eingeschlafen, daß es aller Glocken von Canterbury bedurft hätte, um mich zu erwecken. Ich hatte in der Nacht vorher nur wenig geschlafen, und in der vorvorigen auch nicht viel, denn John und ich hatten uns zeitig auf den Weg nach dem Markte machen müssen.

Ueberdies hatte die Ermüdung in Folge meines Querfeldeinmarsches und die Aufregung der Ungewißheit der letzten vierundzwanzig Stunden mich völlig erschöpft und ich schlief wie ein Ratz und fast eben so lange als ein solcher.

Es war Geräuſch genug geweſen, welches mich weit eher hätte aufwecken können, wie ich ſpäter erfuhr. Dicht an meinem Ohr war mit Seilen geraſſelt und mit Kiſten gepoltert worden, aber ich hatte von all' Dieſem Nichts gehört.

Als ich erwachte, ſagte mir mein Gefühl, daß ich ſehr lange geſchlafen hatte.

Es mußte weit in die Nacht hinein ſein, dachte ich. Aus der vollſtändigen Finſterniß, die mich einhüllte, ſchloß ich, daß es Nacht ſei, denn als ich mich zuerſt hinter das große Faß gequetſcht, bemerkte ich, daß durch die Oeffnung, durch die ich gekommen war, Licht herein fiel.

Jetzt aber war keins zu bemerken. Deßhalb war es Nacht und ſtockfinſter, wie es hinter einem ungeheuren Faſſe tief unten im Raume eines Schiffes auch nicht anders ſein konnte.

„Welche Stunde der Nacht mag es wohl ſein?“ fragte ich mich. „Wahrſcheinlich ſind die Leute alle zu Bette gegangen und liegen jetzt ſchnarchend in ihren Hängematten. Es muß ziemlich Morgen ſein. Höre ich nicht Jemand ſich nähern?“

Ich horchte. Ich brauchte nicht aufmerkſam zu horchen. Bald hörte ich Geräuſch. Dieſes ward augenſcheinlich durch ſchwere Gegenſtände verurſacht,

die hin und her plumpten und polterten, gerade als ob die Matroſen noch beſchäftigt geweſen wären, das Schiff zu beladen. Ich konnte auch ihre Stimmen hören, obſchon nicht ſehr deutlich. Dann und wann drangen gewiſſe Ausrufungen bis zu mir, als wenn die Leute ſich gegenſeitig bei ihrer ſchweren Arbeit ermunterten.

„Hm! Wie es ſcheint, fährt man mit dem Beladen des Schiffes ſelbſt zur Nachtzeit fort,“ ſagte ich bei mir ſelbſt.

Dies wunderte mich indeſſen weiter nicht. Vielleicht wünſchte man die Fluth oder einen günſtigen Wind zu benutzen, und beeilte ſich daher, mit dem Befrachten des Schiffes fertig zu werden.

Ich fuhr fort, zu horchen, und erwartete, das Aufhören des Geräuſches zu vernehmen, aber es verging eine Stunde nach der andern und der Lärm dauerte immer noch fort.

„Wie fleißig doch dieſe Leute ſind,“ dachte ich. „Sie müſſen nicht viel Zeit übrig haben und Willens ſein, ſehr bald aufzubrechen. Allerdings hat der Anſchlag: „Nach Peru, Morgen“ heute nicht Wort gehalten, ohne Zweifel thut er es aber Morgen zu einer ſehr frühen Stunde. Um ſo beſſer für mich, denn dann komme ich um ſo eher aus

meiner unbehaglichen Lage. Es ist ein ziemlich hartes Bett, welches ich hier habe, und ich werde auch wieder hungrig."

Mit diesem letzten Gedanken stellte sich zugleich die Geneigtheit ein, einen frischen Angriff auf den Käse und die Semmeln zu machen, und ich that dies. Während des Schlafes hatte sich neuer Appetit eingestellt, und ich aß tüchtig, obschon es mitten in der Nacht war.

Das Geräusch des Beladens dauerte immer noch fort.

„O, man will wahrscheinlich damit die ganze Nacht fortfahren. Das ist eine sauere Arbeit für die armen Leute; ohne Zweifel aber bekommen sie doppelten Lohn dafür."

Mit einem Male hörte das Getöse auf und es trat tiefes Schweigen auf dem Schiffe ein, wenigstens hörte ich Niemanden mehr sich rühren.

„Endlich sind sie fertig," dachte ich. „Sie sind nun zu Bett gegangen. Ganz gewiß aber muß es nahe an Tagesanbruch sein, obschon der Tag noch nicht wirklich angebrochen ist, denn sonst müßte ich ein wenig Licht durch die Oeffnung fallen sehen. Wohlan, ich werde versuchen, ob ich wieder einschlafen kann."

Ich legte mich wieder nieder wie zuvor, und bemühete mich, einzuſchlafen.

Nach ungefähr einer Stunde war mir dies auch beinahe gelungen, als plötzlich das Hin- und Herwerfen der Kiſten wieder begann und mich von Neuem wieder aufrüttelte.

„Was! Sie fangen wieder an? Dann können ſie auch noch nicht ſchlafen gegangen ſein. Eine Stunde, das hätte ſich ja nicht der Mühe verlohnt, ſich blos auf eine Stunde niederzulegen.“

Ich horchte, um mich zu überzeugen, daß ſie wirklich wieder angefangen hätten zu arbeiten. Es ließ ſich nicht bezweifeln. Ich hörte das Stampfen und Poltern und das Knarren von Seilen und Blöcken gerade wie zuvor, nur nicht ſo laut.

„Na,“ dachte ich, „das iſt eine ſeltſame Schiffsmannſchaft, die ſo die ganze Nacht hindurch arbeitet. Doch jetzt fällt mir ein, vielleicht iſt es eine neue Abtheilung, die jetzt begonnen, eine andere Wache, welche die erſte abgelöſ't hat.“

Das war ſehr wahrſcheinlich, und dieſe Vermuthung ſtellte mich zufrieden. Dennoch aber konnte ich nicht mehr ſchlafen, ſondern lag da und lauſchte.

Immer noch arbeitete man und ich hörte das

Getöse die längste Nacht hindurch, deren ich mich je entsinnen kann.

Mehrere Stunden ging es so fort, und dann trat eine Pause von ungefähr einer Stunde ein, und dann hörte ich die Arbeit wieder ihren Fortgang nehmen und immer noch zeigte sich keine Spur von Morgen; kein Lichtstrahl kam in meine Nähe.

Ich begann zu glauben, daß ich träumte, und daß jene Arbeiten, die stundenlang zu dauern schienen, eigentlich nur wenige Minuten dauerten. Und dennoch, wenn es bloße Minuten waren, mußte ich mit einem seltsamen Appetite begabt sein, denn nicht weniger als drei Mal war ich wüthend über meine Mundvorräthe hergefallen, bis mein Proviant ziemlich erschöpft war.

Endlich hörte das Geräusch ganz auf, und mehrere Stunden lang hörte ich Nichts.

Während dieser Zwischenzeit herrschte fast vollständiges Schweigen über mir und um mich herum, und mitten unter demselben fiel ich wieder in Schlaf.

Als ich erwachte, wurden meine Ohren wieder von Getöse begrüßt, aber es war ganz anderer Art als das, was ich früher vernommen.

Für mich war es ein ſehr erfreuliches Getöſe, denn ich erkannte ſofort das wohlbekannte „kriek! — kriek! — kriek! —“ einer Ankerwinde und das Raſſeln einer großen Kette.

Da ich ſo tief unten im Raume ſaß, ſo hörte ich dieſes Geräuſch nicht ſehr deutlich, aber doch deutlich genug, um zu wiſſen, was oben vorging. Man lichtete den Anker, das Schiff ſtand im Begriff, unter Segel zu gehen. Ich konnte mich kaum enthalten, einen lauten Freudenruf anzuſtimmen, aber ich bezwang mich, denn ich fürchtete, meine Stimme möchte gehört werden.

Es war noch nicht Zeit. Wenn man mich hörte, ſo ward ich ſicherlich hervorgezogen und ohne weitere Umſtände wieder an's Land ſpedirt. Deßhalb war ich mäuschenſtill und lauſchte, wie die große Kette durch den eiſernen Ring der Klüſe raſſelte.

So unangenehm dieſer Ton auch für andere Ohren ſein mochte, ſo war er doch in dieſem Augenblicke für die meinigen die himmliſchſte Muſik.

Das Knarren und Raſſeln hörte beides nach einer Weile auf und dann vernahm ich einen andern Ton. Dieſer glich dem Rauſchen eines gewaltigen Windes, aber ich wußte, daß es kein ſolcher

war. Ich wußte, daß es das Anſchlagen des Waſſers an die Wände des Schiffes war, und es brachte einen entzückenden Eindruck auf mein Gemüth hervor, denn es ſagte mir, daß das große Schiff in Bewegung war.

„Hurrah! Es geht fort!“

Ende des erſten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.

Von demſelben Verfaſſer ſind in demſelben Verlage erſchienen:

Die Skalpjäger.

Ein Roman aus Mexico.

Vier Bände. Preis 2 Thlr.

Die Freiſchaar.

Eine Erzählung aus dem letzten amerikaniſchen Kriege.

Drei Bände. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Heimath in der Wüſte,

oder

Abenteuer einer verirrten Familie in der Wildniß.

Zwei Bände. Preis 1 Thlr.

Die Buſchknaben.

Ein Jagd- und Thier-Roman.

Drei Bände. Preis 1 Thlr. 6 Ngr.

Die Kriegsfährte.

Ein Roman.

Fünf Bände. Preis 2 Thlr.

Der Jägerschmaus,

oder

Unterhaltungen am Lagerfeuer.

Ein Jagdroman.

Fünf Bände. Preis 2 Thlr.

Oceola.

Ein Roman.

Fünf Bände. Preis 2 Thlr.

Die Kriegsfährte.

Ein Roman.

Fünf Bände. Preis 2 Thlr.

Der Jägerschmaus

oder

Unterhaltungen am Jagerfeuer.

Ein Jagdroman.

Fünf Bände. Preis 2 Thlr.

Oceola.

Ein Roman.

Fünf Bände. Preis 2 Thlr.

Die Kriegsfährte.

Ein Roman.

Fünf Bände. Preis 2 Thlr.

Der Jägerschmaus

oder

Unterhaltungen am Lagerfeuer.

Ein Jagdroman.

Fünf Bände. Preis 2 Thlr.

Oceola.

Ein Roman.

Fünf Bände. Preis 2 Thlr.